

Buchbesprechungen

Antike und Mittelalter

Stefan F. PFAHL, Namenstempel auf römischen Reibschüsseln (*mortaria*) aus Deutschland (Augsburger Beitr. zur Archäologie 8) Augsburg 2018, 246 S., 12 Textabb., 2 Karten, 104 Taf., ISBN 978-3-95786-153-5, € 49,80.

Um es gleich vorwegzunehmen: Es handelt sich um eine auf großer Sachkenntnis beruhende, akribisch erstellte Arbeit, die auch in Zukunft ein wichtiges Referenzwerk für derartige wissenschaftliche Untersuchungen bleiben wird. Dass die Fundgattung der Reibschüsseln mit Namenstempel auf den ersten Blick quantitativ eher überschaubar ist, ändert nichts an der Wichtigkeit der aus ihrer Erforschung getroffenen Aussagen. Schon aus Platzgründen können die folgenden Ausführungen allenfalls kommentierende, gelegentlich kritische Bemerkungen darstellen, die den Wert der vorliegenden Monographie jedoch keineswegs zu vermindern beabsichtigen. Beim Autor handelt es sich um Stefan F. Pfahl, Professor an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, der bereits durch eine Vielzahl von verschiedensten Veröffentlichungen zu Themen und Fragestellungen der römischen Alltagskultur in Süddeutschland hervorgetreten ist. Gerade zum Thema der vorliegenden Arbeit existieren aus seiner Feder mehrere einschlägige Vorstudien (s. Literaturverzeichnis, 2000, 2002, 2003a, 2007, 2016; PFAHL/THIEL 2006/07). In seiner Einleitung betont der Autor, dass für ihn bei der Erstellung der vorliegenden Abhandlung ein möglichst enger Bezug zur Berufspraxis der Provinzialrömischen Archäologie klar im Vordergrund gestanden habe. Methodisch betrachtet bildeten folglich die Suche nach schlüssigen Parallelen, die möglichst exakte Klärung des jeweiligen Produktionsorts und schließlich Angaben zur Chronologie die Grundlage für sämtliche weiterführende Überlegungen.

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen ein auswertender Teil (S. 20–67) und ein sehr sorgfältig zusammengestellter Katalog (S. 68–115). Ein kurzer Nachtragsteil zeigt auf, dass der Autor dabei um größtmögliche Aktualität bemüht war (S. 112 f.). Notwendig waren eine umfangreiche Materialaufnahme, die schwerpunktmäßig in den Jahren 2006, 2015 und 2016 durchgeführt wurde, und mindestens ebenso gründliche begleitende Literaturstudien, was allesamt höchst anerkennenswert ist. Die Beschränkung auf das »Römische Deutschland« wird ausführlich begründet und ist aus organisatorischen Gründen sicherlich als sinnvoll zu bezeichnen (S. 20). Außerdem liegen aus dem europäischen Ausland derzeit lediglich für Belgien vergleichbar gründliche Untersuchungen durch Alain Vanderhoeven vor. Insgesamt konnten im solchermaßen definierten Arbeitsgebiet 557 Reibschüsseln mit Namenstempel von 170 Töpferinnen und Töpfern erfasst werden. Höchst bemerkenswert an der Verbreitung der Reibschüsseln mit Namenstempel ist die starke Konzentration auf Augsburg (161 Exemplare), dessen umfangreicher Bestand im Rahmen dieser Arbeit erstmals ausführlich vorgelegt wird, während römische Metropolen wie Mainz, Köln und Trier deutlich schwächer vertreten sind (S. 24–26). Entgegen der Meinung des Autors (S. 26) ist dieses auffällige Verbreitungsbild zweifellos forschungsbedingt. Auf der anderen Seite mögen die relativ wenigen bekannten Fundbelege aus dem ländlichen Raum tatsächlich mit dem geringeren Romanisierungsgrad der dort lebenden Bevölkerung zusammenhängen, wo doch Reibschalen von der Provinzialrömischen Forschung häufig als Indikator dieses markanten Akkulturationsprozesses ge-

wertet werden. Jedoch gilt es, weitere Quelleneditionen abzuwarten, um größere Klarheit über solche und ähnliche Fragen zu erzielen.

Anschließend werden verschiedene Aspekte der Stempelung sowie mögliche, sich daraus ergebende Schlussfolgerungen in geradezu erschöpfender Ausführlichkeit behandelt (S. 26–63), wobei insbesondere die Arbeitsmethoden der Onomastik hervorzuheben sind (S. 30–45). Inzwischen sind sogar zwei originale Handstempel nachgewiesen, die in *Rapis*/Schwabmünchen und *Sorviodurum*/Straubing gefunden wurden (S. 70 Nr. 1 f.). Indessen vermisst der Leser eine nähere Begründung für die angegebene Zeitstellung, die dazu recht weit gefasst ist (»zwischen 80 und 200 n.Chr.«). Daran schließen sich exkursartig vier Spezialuntersuchungen an, deren gemeinsames Kennzeichen ist, dass sie – mit durchaus wechselnden Anteilen – keineswegs nur auf *Mortaria* mit Namenstempeln aus der *Germania Romana* beruhen. Erneut wird der geographisch stark unterschiedliche Forschungsstand deutlich. Eine Sonderrolle schreibt der Autor dabei den Namenstempeln auf Reibschüsseln zu, die mit Legionsbezeichnungen versehen sind (»*Legio*-Ware«, S. 47–50). Nach dem derzeitigen Forschungsstand konzentrieren sich derartige Gefäße besonders stark auf die römische Provinz Niedergermanien/*Germania Inferior* (S. 50, Tabelle 3, Nr. 2–9), wohingegen entsprechende Fundbelege in der Provinzen Oberpannonien/*Pannonia Superior* (ebd. Nr. 1, 10–12) bzw. Obermösien/*Moesia Superior* (Nr. 13) – also außerhalb des eigentlichen Arbeitsgebiets – klare Ausreißer darstellen. Angesichts der massiven Konzentration römischer Heeresverbände entlang der Donau ist zweifellos auch dieses Verbreitungsbild stark vom Forschungsstand geprägt. Auf der anderen Seite sind nämlich plausible Gründe für eine regionale Sonderentwicklung des römischen Rheinheeres auf diesem Gebiet nicht zu erkennen. Die Angaben zur Datierung macht der Autor von der Stationierungszeit der jeweiligen Truppe vor Ort abhängig.

Am Beginn seiner Ausführungen hatte der Autor die möglichst exakte Klärung des Produktionsortes als eines seiner wichtigsten Ziele bezeichnet, weshalb er dem Phänomen der »namentliche(n) Produktionsortnennung« ein weiteres Kapitel widmet (S. 51–58). In seinen diesbezüglichen Ausführungen verlässt sich nun der Autor vollständig auf die Hilfswissenschaft der Epigraphik, die zwar methodisch vorbildlich angewendet wird, jedoch lediglich für 14 Töpfer bei 25 Reibschüsseln nähere Informationen zu liefern vermag. In diesem Fall liegen sogar die meisten einschlägigen Fundorte nicht in der *Germania Romana*. Immerhin wird so viel klar, dass auf die Angabe des Siedlungstyps großen Wert gelegt wird, wobei keine eindeutigen Präferenzen zu erkennen sind. Abschließende Untersuchungen zu den Herstellungsorten sind dann geographisch noch breiter angelegt (S. 59–63). Hier bemüht sich der Autor tunlichst, über die Verbindung von Töpfernamen und Verbreitungsbild möglichst detaillierte Kenntnisse zu erarbeiten, jedoch erweist sich erneut der regional stark schwankende Forschungsstand als sehr hinderlich. Das gilt besonders für Italien und die gallischen Provinzen, wo sich die Belege bisher fast ausschließlich auf die *Gallia Belgica* beschränken, was als wenig realitätsbezogen zu bezeichnen ist. Auf diesem Hintergrund beschäftigt sich der Autor abschließend mit der Datierung der Reibschüsseln mit Namenstempel, vermag jedoch über eher allgemein gehaltene Aussagen kaum hinaus zu kommen (S. 64, 67). Konsequenterweise müssen wichtige wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen derzeit ohne befriedigende Antwort bleiben, vor allem hinsichtlich der Produktionsorte und der Chronologie. Welchen Zweck die Namenstempelungen bei der Gefäßgattung der Reibschüsseln eigentlich erfüllen sollten, wird sich wohl nie einwandfrei klären lassen. Anderen Gefäßgattungen vergleichbar werden in erster Linie Werbeaufgaben (für den Töpfer bzw. die Werkstatt?) oder auch Zähl- und Eigentumsmarkierungen diskutiert. Wie schon erwähnt, vermag der Autor im Rahmen seiner Untersuchungen 557 Reibschüsseln mit Namenstempel von 170 Töpferinnen und Töpfern von 89 Fundorten zu erfassen. Zum Vergleich: Bereits im Jahre 1998, also vor über zwanzig Jahren war die reichsweite Gesamtanzahl der mit Namenstempeln versehenen Reibschüsseln auf mehr als 15.000 Fundobjekte geschätzt worden.

Folglich ist die Grundlage für die Forschungen des Autors als sehr schmal zu bezeichnen. Prinzipiell ist es auch sehr bedauerlich, dass auf die Durchführung von naturwissenschaftlichen Analysen verzichtet worden ist, deren große Bedeutung der Autor sogar ausdrücklich anerkennt. Hätte man außerdem nicht doch den Versuch unternehmen sollen, mithilfe von gefäßtypologischen Überlegungen zu konkreteren Aussagen zu gelangen? Realistischerweise muss dieses Kapitel derzeit eher unbefriedigend ausfallen. Prinzipiell vermögen jedoch wiederum diese Bemerkungen nichts an der methodischen Vorbildlichkeit der Monographie über die Namenstempel auf Reibschüsseln (*mortaria*) aus Deutschland von Stefan F. Pfahl zu ändern. Ein schön gestaltetes, sehr anregendes Buch, in der Tat!

Martin Luik

Jochen HABERSTROH/Irmtraut HEITMEIER (Hg.), *Gründerzeit. Siedlung in Bayern zwischen Spätantike und frühem Mittelalter* (Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte 3) St. Ottilien 2019, 952 S., 88 farb., 31 sw Abb., Karten, Pläne etc., ISBN 978-3-8306-7941-7, € 59.

Das Institut für Bayerische Geschichte der LMU München und das Landesamt für Denkmalpflege haben den vorliegenden Band zusammen herausgegeben. Er umfasst 26 Aufsätze in zwei Hauptabschnitten, von denen der zweite mit 19 Beiträgen in drei Unterabschnitte zerfällt, von denen der dritte nochmals viermal in je zwei Beiträge geteilt ist. Das bayerisch-oberösterreichische Voralpenland wurde durch die Abtretung der raetischen Provinzen an die Franken im ersten Drittel des 6. Jahrhunderts zur nördlichen Grenze des Imperiums. In der Raetia secunda scheint das frühmittelalterliche Herzogtum unmittelbar auf den ostgotischen Dukaten gefolgt zu sein. Der Raum hat in dieser Zeit einer erhöhten Organisation bedurft. Der erste Abschnitt des Bandes »Vorstellungen« wendet sich dieser zu. Die Gegenüberstellung der archäologischen Forschungen im Rheingebiet und in Bayern weist ähnliche Probleme auf (Bernd PÄFFGEN). Während bei den Gräberfeldern in der Belegung Kontinuitäten nachweisbar sind, zeigt sich dieses in den Villen bis ins 5. Jahrhundert kaum. Die Siedlungsgeschichte hat wenig Anschluss an die modernen Forschungsparadigmen (Martin OTT), was teilweise auch für die frühmittelalterliche Siedlungsarchäologie gilt. Die Siedlungsformen werden am Beispiel der Funde in der Münchner Schotterebene vorgestellt (Hans-Peter VOLPERT). Die raumordnenden Elemente in der Lex Baiwariorum von der *villa* über den *locus* zum *comitatus* und zur *provincia* zeigen wie die Teilungen des Herzogtums zu Beginn des 8. Jahrhunderts Herrschaftsräume auf (Hans-Georg HERMANN). Hier ergibt sich ein Datierungsansatz für die Lex und deren Verhältnis zur Lex Alamannorum. Die Dendroarchäologie zeigt durch die Fundleere des 5. Jahrhunderts in Bayern die Probleme des Übergangs zwischen Spätantike und Frühmittelalter (Franz HERZIG). Die Archäobotanik hat Veränderungen in der Artenvielfalt herausgearbeitet, doch müssen diese bei Siedlungsnamen und Regelungen der Lex Baiwariorum beachtet werden (Barbara ZACH). Die frühmittelalterliche Landwirtschaft hat nach den Entwicklungen landwirtschaftlicher Geräte und damit höheren Ernteerträgen zu wachsenden Bevölkerungszahlen geführt (Herbert FEHR). Die künftige Forschung muss die Funde landwirtschaftlicher Geräte und die Archäobotanik berücksichtigen, um den biologischen Lebensstandard im frühmittelalterlichen Bayern zu berücksichtigen.

Der zweite Hauptabschnitt des Sammelbands geht in seinem ersten Unterkapitel »Zeit« auf diachrone Analysen ausgewählter Vergleichsregionen ein. Die Frage nach der Kontinuität römischer *villae rusticae* (Michaela KONRAD) zeigt, dass diese in der Spätantike einen grundlegenden Wandel erlebten. Neben Veränderungen der Haupt- und Nebengebäude entstanden im ländlichen Raum vermehrt kleine, dörfliche Ansiedlungen. Es gab germanische Bewohner

in römischen Gutshöfen, deren Funktionen sind aber unbekannt. Der römische Einfluss ging in Toxandrien schneller zurück als im Dekumatland. Der Wandel zwischen Spätantike und Frühmittelalter muss kleinräumig untersucht werden. Die Hausbautechnik in Italien zeigt zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert sehr ähnliche Verhältnisse nördlich und südlich der Alpen (Vittorio FRONZA). Der merowingerzeitlichen Siedlung in Toxandrien (Frans THEUWS) werden die archäologischen Befunde der Übergangszeit zwischen Spätantike und Frühmittelalter im Salzburger Umland gegenübergestellt (Peter HÖGLINGER). Die sprachwissenschaftliche Untersuchung von Namen, hier insbesondere der Huosi, könnte vermuten lassen, dass die *genealogiae* zu den Kräften gehört haben, die den Siedlungswandel im 6. Jahrhundert mitgestaltet haben (Ludwig RÜBEKEIL).

Der zweite Unterabschnitt »Raum« weist sechs Beiträge auf. Nach den Schriftquellen bestand im 4. Jahrhundert eine spätrömische Siedlungspolitik, die die Raetia Secunda wohl kaum erreicht hat (Ralf BEHRWALD). Hier scheinen das Einsickern von Siedlern und die Rekrutierung von Soldaten aus dem Barbaricum nördlich der Donau eher vorstellbar. Die letzten römischen Verwaltungs- und Militäraktivitäten im nördlichen Voralpenraum sind in den 470er-Jahren nachweisbar. Sie reichten nahe an die ostgotische Verwaltung heran (Marcus ZAGERMANN). Bei den sich ändernden Lebensumständen dieser Zeit sind viele Entwicklungen schwer zu beurteilen. So wurden die Truppen zu lokalen Milizen und damit »archäologisch unsichtbar«. Die Methoden der künftigen Untersuchungen sind daher zu verfeinern und bereits vorliegende Quellen neu zu untersuchen. Die nachantike Bedeutung der Verkehrswege im römischen Raetien zeigt, dass die Raumordnung mit zentralen Orten und Verkehrsnetz bis zum merowingischen Herzogtum grundlegend war (Stephan RIDDER). Der in der Lex Baiwariorum erscheinende Begriff der *via publica* und der Kategorisierung der Straßen beweist die Fortsetzung römischer Strukturen im frühmittelalterlichen Bayern. Die Archäologie des 4.–6. Jahrhunderts in Südbayern wird mit der Frage »Transformation oder Neuanfang« konfrontiert (Jochen HABERSTROH). Im Unterschied zur bisherigen Forschung wird diese Zeit als lange Transformationszeit betrachtet. Streusiedlungen haben sich in geringer Zahl abseits der römischen Infrastruktur nicht über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinaus entwickelt, während sich Mittelpunktsiedlungen im späten 5. und frühen 6. Jahrhundert an den römischen Positionen orientiert haben. In der Mitte des 6. Jahrhunderts begann die Raumerschließung des 6.–8. Jahrhunderts mit flächenhafter Aufsiedlung in Gehöftgruppen ohne Bezug zu römischen Vorläufern. Dieses planvolle Konzept wird durch Ortsnamen bestätigt, die in Pendants (Ausnahme Feldkirchen) in der Alemannia und dem austrasischen Merowingerreich festzustellen sind. Die Beziehungen der Herzöge zum Merowingerreich bestätigen die Anstöße der Entwicklungen (Irmtraut HEITMEIER). »Die Suche nach dem Herrenhof. Zur Entwicklung der Grundherrschaft im frühmittelalterlichen Baiern« (Sebastian GRÜNINGER) wird mit einer Quellenanalyse im Gebiet des bayerischen Herzogtums durchgeführt. Ein Teil des herzoglichen Besitzes im 8. Jahrhundert galt als Fiskalland bzw. Königsgut. Nicht eindeutig bestimmen lässt sich, wann dieses System entstand. Ein Wandel erst in karolingischer Zeit wird abgelehnt. Die Entwicklung der Grundherrschaften kann weiter zurückgeführt werden und es ist vielleicht an die Weiterentwicklung eines spätrömischen Abgaben- und Dienstleistungssystems zu denken.

Die Beiträge des dritten Unterkapitels »Ort« suchen verstärkt nach funktionalen Besonderheiten. Dem archäologischen Beitrag wird jeweils ein geschichtswissenschaftlicher an die Seite gestellt. Zentralörtliche Siedlungen wie Aschheim stehen im Mittelpunkt des ersten Beitragspaares. Hier hat es sich um eine Neugründung des 6. Jahrhunderts gehandelt (Doris GUTSMIEDL-SCHÜMANN und Anja PÜTZ), die im 7./8. Jahrhundert eine Blütezeit erlebte, der ein Bedeutungsverlust mit schrumpfender Siedlung – nach 788? – folgte. Gebäude und weitere Funde unterstreichen die Bedeutung des Ortes, was die Schriftquellen bestätigen (Rainhard RIEPERTINGER). Das zweite Beitragspaar widmet sich den Gewerbesiedlungen, die sich zunehmend differenziert (Martin STRASSBURGER) haben, was in den

Ortsnamen aufscheint. Diese knüpfen nicht an römische Strukturen an, sondern sind frühmittelalterlichen Ursprungs. Der große Anteil militärisch relevanter Gewerbe lässt den Ursprung des Herzogtums als möglichen Militärbezirk erschließen (Elisabeth WEINBERGER). Die Forschung muss sich mit der räumlichen Verteilung dieser Ortsnamen befassen. In einem weiteren Schritt werden Kirchen als Elemente der frühesten Siedlungslandschaft erschlossen. Während die Archäologie außer in Künzing und Passau keine frühmittelalterlichen Kirchbauten erschließen kann, werden diese erst in karolingischer Zeit als siedlungsgeschichtlich bedeutsam angesehen (Christian LATER). Die kirchlichen Zentralorte in der frühen Diözese Freising (Heike Johanna MIERAU) sind meist an Orten mit römischer Tradition festzustellen. Zuletzt wird die Siedlungsentwicklung in Grenzlage angesprochen. In und um Straubing wird nach der Archäologie des 4. bis 6. Jahrhunderts (Günther MOOSBAUER) die antike Infrastruktur mit Hafen und Straßen in ihrer großen Nachwirkung gezeigt. Die Frühgeschichte Straubings war nicht durch Kontinuitäten geprägt, sondern war einem komplexen Wandlungsprozess mit sozialer Differenzierung unterworfen, die in ihren Einzelheiten von der künftigen Forschung zu klären ist (Christof PAULUS).

Der Band zeigt, wie die Frühgeschichte Bayerns heute beurteilt wird. Die Schwerpunkte der Untersuchungen liegen dabei weniger im Westen des Landes. Der Raum von Bayerisch-Schwaben wird miteingefasst, aber die weiteren Verbindungen zum inneralemannischen Raum insbesondere auf Grund der bis weit in den alemannischen Raum reichenden Diözese Augsburg werden wenig beachtet. Hier wäre eine engere Zusammenarbeit zwischen Bayern und Baden-Württemberg unter Maßgabe der hier vorgelegten Ergebnisse weniger für den bayerischen als für den schwäbischen Raum wichtig.

Immo Eberl

Peter WIESINGER/Albrecht GREULE, Baiern und Romanen. Zum Verhältnis der frühmittelalterlichen Ethnien aus der Sicht der Sprachwissenschaft und Namenforschung, Tübingen 2019, 250 S., ISBN 978-3-7720-8659-5, € 49,99.

Die beiden renommierten germanistischen Sprachhistoriker und Namenkundler legen einen gewichtigen und zentralen Beitrag zu einer neuerdings wieder spannenden Forschungskontroverse vor: Es geht um nicht weniger als die Herkunft der Bayern.¹ Schien diese Herkunftsfrage mit der großen Bauwarenausstellung in Rosenheim und Mattsee 1988 zum Abschluss gelangt, deren Ergebnisse (S. 14–16) wie auch der bisherige Forschungsstand zur sogenannten Ethnogenese der Bayern² in der Monographie kundig referiert werden, so heben neueste archäologische Untersuchungen besonders die prägende Bedeutung des römischen Erbes hervor, das auch zuvor keineswegs verleugnet worden war. Neben der zunehmend nachgewiesenen Siedlungskontinuität an Römerorten von der Spätantike bis ins Frühmittelalter liefern jüngste Erschließungen von Reihengräbern und Siedlungen im ländlichen Raum reiches Material für weiterführende Bewertungen, die von der unbestreitbaren

¹ Zwei Tagungen beziehungsweise Sammelbände haben die jüngste Debatte befeuert: Hubert FEHR/Irmtraut HEITMEIER (Hg.), *Die Anfänge Bayerns. Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiovaria (Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte 1)* St. Ottilien 2014; Jochen HABERSTROH/Irmtraut HEITMEIER (Hg.), *Gründerzeit. Siedlung in Bayern zwischen Spätantike und frühem Mittelalter (Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte 3)* St. Ottilien 2019 (s. obenstehende Besprechung).

² In dieser Rezension sowie im Buch von Greule und Wiesinger meint Bayern neben Altbayern natürlich ebenso weitgehend das heutige Österreich, wo bis heute (mit Ausnahme des alemannischsprachigen Vorarlbergs) in erster Linie Bairisch gesprochen wird, also *cum grano salis* jenes Gebiet des späteren Stammesherzogtums der Agilolfinger.

Tatsache flankiert werden, dass es eine dezidiert germanische Stammesgeschichte der Baiern im Gegensatz etwa zu Langobarden oder Goten nicht gab. Die jüngste archäologische Neubewertung geht bis zur Rückführung von Sprache und Namen der Baiern auf römische bis romanische Wurzeln. Dabei wird auch von archäologischer Seite namenkundlich argumentiert, indem beispielsweise eine Ableitung des Baiernnamens von den »warenschleppenden *Bauli*« (zu lateinischem *baiulare* für »Lasten tragen, schleppen«) als »Lastenträger« (S. 22) versucht wurde. Albrecht Greule und Peter Wiesinger weisen die Deutung nach längerem und differenziertem Beweisgang aufgrund sprachhistorischer Gesetzmäßigkeiten zurück (S. 39): »Die germanistische Sprachwissenschaft sieht keine andere Möglichkeit als an der schon im 19. Jh. richtig vorgetragenen lautgesetzlichen Etymologie des Baiernnamens als (ur)ger. Sg. **Baiowarjaz* [...] festzuhalten.«

Gleichwohl huldigen Greule und Wiesinger nicht einer schlichten Böhmentheorie und leugnen keineswegs das Nebeneinander von romanisch und althochdeutsch sprechenden Bevölkerungsteilen im frühen Bayern, sondern bemühen sich aufgrund der Analyse etwa der Ortsnamen um eine Quantifizierung, wonach ein Großteil der frühmittelalterlichen Neugründungen eindeutig germanisch zu etymologisieren ist. Auch Ortsnamen mit dem Bestandteil *Walchen* (für eine romanische Gründung sowie Ausgangsbesiedlung) oder Orte, die auf die romanischen Barschalken zurückzuführen sind, lassen sich aufgrund ihrer Wortbildung als letztlich althochdeutsch klassifizieren. Das sprachliche Nebeneinander von Althochdeutsch und Romanisch ging zu Ungunsten des Letzteren aus, wobei sich romanische Sprachinseln um Salzburg durchaus bis ins Hochmittelalter halten konnten, eine Datierung, die gut nachvollziehbar auf sprachhistorischen Gesetzmäßigkeiten beruht. Letztlich wurde eine romanischsprachige Urbevölkerung zunehmend germanisiert, wobei es – wie heute in Bayern – auch Zweisprachigkeit gab (S. 94):

»Ebenso wird gezeigt, wie sich im Lauf von rund 500 Jahren von der Gewinnung des keltischen Königreiches Noricum und der Eroberung Raetiens durch Drusus und Tiberius 15–13 v. Chr. bis zum Ende der Römerherrschaft 476 n. Chr. das Verhältnis von römischer Bewohnerschaft und Germanen entwickelt hat und verlaufen ist. Nicht nur dass es in Friedenszeiten Handel über die Grenzen hinweg gegeben hat, es wurden Germanen auch ständig in das römische Heer aufgenommen und stationiert und ihre Angehörigen als Föderaten angesiedelt, zu denen sie sich selber nach Beendigung ihres Militärdienstes gaben und im römischen Gebiet verblieben. Ferner wurden, um Überfälle und Raubzüge zu verhindern, dauernd germanische Kleingruppen aus den Nachbargebieten als Föderaten in Grenzgebieten angesiedelt. Das führt, wie man in der Gegenwart bei angesiedelten Gastarbeiterfamilien und früh aufgenommenen und integrierten Zuwanderern beobachten kann, zu einer Situation der Mehrsprachigkeit, indem diese Gruppen und Leute in ihren privaten Umkreisen, also in Familien, unter Verwandten und in Freundes- und Bekanntenkreisen sowie in ihren Vereinen und religiösen Zentren ihre mitgebrachte Sprache reden und nur nach Außen ein mehr oder minder gutes oder gebrochenes Deutsch gebrauchen. So darf man sich auch die Sprachverhältnisse von Römern und Germanen in den Provinzen und besonders im Donau- und Voralpenraum vorstellen, die eine romanisch-germanische Zweisprachigkeit waren.«

Diese modern anmutende Zweisprachigkeit samt (aufgrund von annähernd datierbaren Lautgesetzen) zeitlich gestaffelten Folgerungen zur frühmittelalterlichen Siedlungsgeschichte Baierns werden aufgrund einlässlicher Untersuchungen materialreich begründet. Dazu wird ausführlich die Integrierung antik-romanischer Gewässer- und Siedlungsnamen ins Bairisch-Althochdeutsche gezeigt, wobei sprachhistorische Termini auch für Nichtgermanisten stets nachvollziehbar eingeführt werden. Ausführlich beschreiben die beiden Verfasser, deren individueller Beitrag am Gemeinschaftswerk im Buch ausgewiesen wird, etwa die verschiedenen Namensschichten im bairischen Dialektraum, darunter in zeitlicher Staffelung nichtindogermanische Namen, indogermanisch-voreinzelsprachliche Namen,

keltische Namen, lateinische und romanische Namen, germanische Namen sowie bairisch-deutsche Namen. Erschöpfend wird auf die Integrierung der antik-romanischen Gewässer- und Siedlungsnamen im Donau- und Voralpenraum eingegangen, wobei auf das Nebeneinander von Baiern und Romanen um Freising, im Salzburger Raum und im südlichen Oberbayern besonders Bezug genommen wird.

Mit Gewinn ist die hier erstmals in dieser Vollständigkeit und philologischen Durchdringung vorgelegte lexikonartige (S. 99–211) Analyse der antik-romanischen Namentraditionen im Donau- und Voralpenraum zwischen Lech und Enns zu benutzen, die Übersichtlichkeit mit neuestem Forschungsstand verknüpft. Hinzu kommen die nicht weniger verdienstvollen, im Anhang abgedruckten, aber in der gesamten Darstellung wiederholt argumentativ beigezogenen Kartenwerke, welche selbst faszinierende Einblicke in die Siedlungsgeschichte Baierns bieten, indem sie etwa die Ortsnamen der bevorzugten Siedlungsgebiete von muttersprachlich romanischen, althochdeutsch-bairischen oder slawischen Baiern zeigen. Der Band stellt nichts weniger als eine Leistungsschau bewährter Namenkunde auf neuestem Forschungsstand dar, wobei aufgrund der zeitlich präzisierten Lautverschiebungen auch eine Datierung der Eindeutschung romanischer Ortsnamen erfolgen kann. Stets erfolgt für die Etymologien eine philologisch überaus sorgfältige Abwägung samt Referat fallweise kontroverser Deutungen. So betrifft die Frühphase um 600 (S. 63 f.) der sogenannten Zweiten Lautverschiebung etwa den Wandel von *p* zu *pf*, sichtbar beispielsweise in *Ephach* (Epfach bei Landsberg) über **Appiaka* aus älterem *Abodiaco* (S. 145). Ebenfalls vorgermanischen und römisch vermittelten Ursprungs ist der Flussname Lech, wobei romanisches **Licius*/**Licus*, auch **Lica*, »bis spätestens gegen Mitte des 7. Jhs.« mit Senkung des *i* und »Zweiter Lautverschiebung« von inlautenden <*c*> > bair.-ahd. <*hh*> ins Bairische als Lech »integriert« wurde (S. 107).³

Darüber hinaus ist das auf dem neuesten namenkundlichen Forschungsstand verfasste Gemeinschaftswerk der beiden erfahrenen Sprachhistoriker, die auch Forschungsdesiderate und künftige namenkundliche Aufgaben etwa bezüglich Altbayerns im Vergleich zu Österreich offen benennen, in allgemeinverständlicher Diktion geschrieben, so dass der Argumentationsgang auch den Nichtfachleuten nachvollziehbar bleibt. Von daher sind dem in erster Linie namenkundlichen Werk viele Leser gerade unter Landeshistorikern und Vertretern der (bezogen auf Raetien und Noricum) provinzialrömischen und frühmittelalterlichen Archäologie zu wünschen, denn die bleibende Aufgabe einer Erforschung der Herkunft der Baiern kann nur interdisziplinär bewältigt werden. Diese immer noch herausfordernde Aufgabe der bairischen Herkunftsbestimmung und frühen Identitätsbildung schließt im Falle Rätiens wohl auch die bayerischen Schwaben mit ein, denn das Bistum Augsburg umfasst ja – bis heute nicht befriedigend erklärt – seit alters neben schwäbischen auch bairische Gebiete. Der materialreiche Beitrag von Albrecht Greule und Peter Wiesinger kann dem künftig intensiver zu führenden Dialog der Disziplinen nur zugute kommen.

Klaus Wolf

³ Die ausgebliebene sogenannte Neuhochdeutsche Diphthongierung im Ortsnamen *Rif* (bei Salzburg) zeige etwa, dass sich dort »eine romanische Restbevölkerung bis in die ersten Jahrzehnte des 12. Jhs. gehalten« habe (S. 71).

Felix GROLLMANN, Vom bayerischen Stammesrecht zur karolingischen Rechtsreform. Zur Integration Bayerns in das Frankenreich (Abh. zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung. Münchner Universitätschriften. Juristische Fakultät 98) Berlin 2018, XII + 469 S., ISBN 978-3-503-17635-9, € 99,95.

Die rechtsgeschichtliche Dissertation wurde an der LMU München abgeschlossen. Sie widmet sich in drei Teilen der rechtlichen Integration Bayerns in das Frankenreich Karls des Großen. Dazu wird die Integrationsfunktion der Rechtstexte Karls des Großen für Bayern untersucht und zum Vergleich werden die Rechtstexte für Sachsen herangezogen. In der Einführung »Karl der Große, das Recht und die Integration von Bayern« wird der Forschungsstand behandelt. Die Untersuchung stellt erstmals die Kapitularien Karls des Großen für Bayern, das Capitulare Baiwaricum und die Capitula ad legem Baiuvariorum addita, in den Mittelpunkt, um die Bedeutung des Rechts für die Integration Bayerns in das Frankenreich zu erörtern. Der erste Teil der Untersuchung widmet sich den »bayerischen Herrschaftsverhältnissen bis zur Entmachtung Herzog Tassilos III.« im Jahre 788. Dabei wird die regionale Situation beschrieben, die für die fränkischen Kapitularien in Bayern zur Herzogszeit bestanden haben dürfte. Als rechtliche Quellen für die Herrschaftsverhältnisse vor 788 werden die Decreta Tassilonis, zwei Erlasse Herzog Tassilos von ca. 770, und die Lex Baiuvariorum herangezogen. Zu Beginn wird die Quellenfrage erörtert, wobei der Quellenwert der Lex Baiuvariorum für die Herrschaftsverhältnisse nochmals in einem eigenen Unterkapitel gesondert betrachtet wird. Der Herzog war nach den Bestimmungen der Lex Baiuvariorum für die Heeresleitung zuständig. Seine Mitwirkung im Gerichtswesen war jedoch – gegenüber derselben in der Lex Alamannorum – eingeschränkt. Die Decreta Tassilonis haben das Schriftrecht fortgebildet, weil dessen Geltungsanspruch vorausgesetzt wird. Sie gehen dabei über die Lex Baiuvariorum hinaus. Ebenso wird im Verhältnis zur Kirche ein verstärktes Herrschaftsverhältnis sichtbar, das die Stellung des Herzogs in der Lex Baiuvariorum übersteigt. Der Zeitpunkt der Entstehung dieses Gesetzwerks bleibt dabei weiterhin offen, doch werden die verschiedenen zeitlichen Möglichkeiten ihrer Abfassung eingehend diskutiert. Dabei werden einerseits die unsichere Quellenlage und andererseits die noch immer unsichere Abfassungszeit auch der Lex Alamannorum deutlich.

Im zweiten Teil der Untersuchung werden die »bayerischen Herrschaftsverhältnisse unter Karl dem Großen im Licht des Capitulare Baiwaricum« behandelt. Dieses soll nach dem Verfasser im Jahr der Entmachtung von Herzog Tassilo III. abgefasst worden sein. Zuerst wird die Überlieferung des Capitulare Baiwaricum und seine Verbindung mit den Capitula per missos cognita facienda betrachtet. Während das Capitulare ein eigenständiger Erlass war, der sich auf Bayern bezog, waren die Capitula auf Franken, Aquitanien und Italien ausgerichtet. Während die Überlieferung des Capitulares für dessen Zugehörigkeit zu den Capitula per missos cognita facienda spricht, gibt es keine Hinweise für die Datierung. Die gemeinsame Überlieferung des Capitulare Baiwaricum in drei Münchner Handschriften zusammen mit der Lex Baiuvariorum und den Decreta Tassilonis wird als Hinweis auf eine Fortbildung des älteren bayerischen Rechts gesehen. Aus der Untersuchung der einzelnen capitula des Capitulare Baiwaricum und des politischen Kontextes schält sich als wahrscheinlichstes Entstehungsjahr 788 oder 789 heraus. Die Untersuchung der Funktionsträger des Capitulare Baiwaricum und ihrer Stellung in der regionalen Herrschaftsausübung ab 788 zeigt bei Bischöfen, *iudices* und *comites*, dass viele Amtsträger ihr Amt behalten haben. Das Capitulare Baiwaricum wollte nicht reichsweites Recht ohne Berücksichtigung regionaler Verhältnisse nach Bayern übertragen. Es sind daher viele Bezüge zum bayerischen Recht erkennbar. Die Herrschaftsverhältnisse in Bayern sollten nicht grundlegend reformiert werden, doch entfiel das Herzogsamt. Karl der Große wollte nach dem Capitulare Baiwaricum Bayern rasch in das Frankenreich integrieren. Dabei hat er verschiedene Maßnahmen zusammengeworfen, um sein Ziel zu erreichen. Im dritten Teil der Untersuchung werden

die »Capitula ad legem Baiwariorum addita und die Rechtsreform von 802/803« behandelt. Die Capitula ad legem Baiwariorum addita sind in der Forschung bisher wegen ihres geringen Umfangs, ihrer unsicheren Datierung und ihrer vielleicht ursprünglich reichsweiten Bedeutung, die sich in der Überlieferung auf Bayern eingengt hat, bislang wenig beachtet worden. Sie enthalten wie die Lex Baiuvariorum und die Decreta Tassilonis die *octo banni*. Diese sind eine Zusammenstellung von Bannbußen, die unter Karl dem Großen wiederholt in Kapitularen erscheinen. Der Verfasser bezeichnet sie als *octo banni*, weil die Straftatbestände eng mit dem herrscherlichen Bann verbunden waren. Sie dürften während der Integrationsgebiete, was im Einzelnen vorgestellt wird. Der Schutz der Kirchen, Witwen, Waisen und *minus potentes* lässt sich zwar als eine Reaktion auf eine Forderung der Synode von Aschheim verstehen, doch wurden sie auch für Sachsen und vermutlich ebenso für Italien und in der Form der sechs Bannbußen für das gesamte Reich festgelegt.

Die Capitula ad legem Baiwariorum addita sind im Vergleich zum Capitulare Baiwariorum als regionale Verbreitung reichsweiten Rechts zu verstehen. Sie dürften während der Rechtsreform von 802/3 entstanden und vielleicht im Rahmen eines *conventus* 803 nach Bayern gebracht worden sein. Die *octo banni* bildeten einen Schwerpunkt in dem für Integrationsgebiete wichtigen Kapitular, die sich aber in einzelnen Bestimmungen in den verschiedenen Gebieten unterschieden. Vor dem Hintergrund derselben Bestimmungen in Sachsen und Bayern sieht der Verfasser mögliche Schwierigkeiten beim Durchsetzen des Herrschaftsanspruchs. Er weist dazu auf die Anwesenheit Karls des Großen in Bayern von 791 bis 793 und das nochmalige Auftreten Tassilos auf der Frankfurter Synode 794 hin. Die Untersuchung der Capitula ad legem Baiwariorum addita führt zur Rechtsreform von 802/803, die in den Lorscher Jahrbüchern, dem Capitulare missorum generale und der Karlsvita von Einhard bezeugt ist. Durch die Kaiserkrönung und die langobardische Rechtskultur in Italien scheint Karl der Große zu dieser Reform angestoßen worden zu sein. Mit der Verbreitung reichsweiten Rechts nach Bayern in Gestalt einer Normenergänzung könnten die Franken die von den Langobarden übernommene Ergänzungsgesetzgebung fortgeführt haben. Die inhaltlichen Übereinstimmungen bei der Banngewalt, zu Freigelassenen und einer Reihe von Schutzmaßnahmen mit den anderen Ergänzungskapitularen und den neu aufgezeichneten Leges der niederdeutschen Stämme brachten durch die Capitula ad legem Baiwariorum addita eine Stärkung des Schriftrechtes in Bayern, da damit die Lex Baiuvariorum in gewisser Weise bestätigt wurde. Sie sind allem nach direkt vom Hof in Aachen ausgegangen und vielleicht bereits 802 festgesetzt und wohl auf dem *conventus* von 803 bekannt gemacht worden. Für die durchdachte Verbreitung weist der Verfasser auf die Überlieferung in Handschriften »südostdeutscher« Provenienz hin, die vielleicht auf die mündliche Bekanntmachung auf dem *conventus* von 803 zurückgehen und ebenso auf die gemeinsame Überlieferung in Handschriften mit bayerischem Recht. Der Verfasser weist abschließend auf die Schritte der Verbreitung des Kapitulars hin. Doch sieht er »mit gebotener Vorsicht« eine Gesetzgebung Karls des Großen vorliegen. Die Untersuchung zeigt erneut, wie unsicher in vielen Einzelheiten die rechtshistorische Entwicklung in Bayern und den anderen Gebieten des Frankenreichs ist. Sie lässt dabei aber ohne besondere Hervorhebung die Trennung des bayerischen und schwäbischen Raums in der Zeit Karls des Großen erkennen.

Immo Eberl

Roland ZINGG (Bearb./Übers.), Die St. Galler Annalistik, Ostfildern 2019, 264 S., ISBN 978-3-7995-1434-7, € 39.

Schon seit längerem wird diskutiert, weshalb in St. Gallen, dem höchstbedeutenden Kloster an der Steinach, die historiographische Beschäftigung offensichtlich vergleichsweise spät (im Gegensatz zur nahen Reichenau) einsetzte. Eine eigenständige Führung von Jahrbüchern (Annalen) begann in den späten 870er-Jahren, als Abt Hartmut und der Bibliothekar sowie Klosterlehrer Notker Balbulus dort wirkten. Ein bedeutsamer historiographischer Neuanfang fällt dann in die Jahre um 955 mit den *Annales Sangallenses maiores*. Diese werteten für die Frühzeit bis 706 teilweise verlorengegangene Schriftwerke aus und wurden für den Zeitraum von 955 bis 1024 von über 30 Händen und in »offiziöser« Perspektive weitergeführt. Ursprünglich für die Schulausgabe der *Monumenta Germaniae Historica* gedacht, hat nun Roland Zingg insgesamt zehn Texte unter dem Verständigungsbegriff der St. Galler Annalistik zusammengefasst und in einer schlanken Edition zugänglich gemacht – im Einzelnen: *Annales Alamannici* (709–881), *Annales Alamannici/St. Galler Fortsetzung* (882–926), *Annales Alamannici/Rheinauer Fortsetzung* (882–912/1185, vgl. Zinggs Lokalisierung in DA 69 [2013] S. 479–502), die *Annales Constantienses* (früher Weingartenses, 709–936), *Annales Sangallenses maiores* (709–1056, 1180), *Annales Sangallenses Baluzii* (691–814), benannt nach ihrem barockzeitlichen Editor Étienne Baluze, die *Annales Sangallenses brevissimi* I (690–856), II (768–889 – in denen der Autor seinen klösterlichen Werdegang verewigte), III (768–961) sowie das sogenannte *Vademecum Grimalds* (815–867 – Bernhard Bischoff charakterisierte die Handschrift als *Encheiridion* des St. Galler Abts Grimald, doch handelt es sich um einen Mischtext, der erst nach dem Tod Grimalds 872 in seine kodikalische Form gebracht wurde). Die Werke verbinden gänzlich unterschiedliche Entstehungs- und Überlieferungskontexte, obzwar sich die Jahrbücher vielfach aufeinander beziehen und durch ihren gegenwärtigen Überlieferungsort, St. Gallen, verbunden sind. Manche Ereignisse sind lediglich in den hier anzuzeigenden Jahrbüchern überliefert: eine *magna plaga* zum Jahr 718 (S. 56), eine Hungersnot 861 (S. 80), die Schiffsbrücke Ottos II. nach Sizilien 983 (S. 178), der vermeintliche Reichsteilungsplan des Jahres 1002 (S. 184) oder ein Erdbeben 1021 (S. 190). Zingg hat die Quellenwerke weitgehend buchstabengetreu ediert und ihnen eine nachzeichnende Übersetzung beigegeben. Spannende Einblicke werden eröffnet für die Klimageschichte (vgl. Thomas WOZNAK, *Naturereignisse im Frühmittelalter*. Das Zeugnis der Geschichtsschreibung vom 6. bis 11. Jahrhundert [Europa im Mittelalter 31] Berlin 2020, s. folgende Besprechung), die Beobachtung von Himmelsphänomenen, zum Ende der agilolfingischen Herrschaft in Bayern 788 (S. 68), für den gerade um Augsburg herum sich kristallisierenden Liudolfaufstand (S. 170, 174), bezüglich einer möglichen Trennung von Baubefehl und tatsächlichem Baubeginn bei der *Fossa Carolina* 792/793 (S. 70) oder zum Streit König Konrads und Konrads des Jüngeren in Augsburg 1025 (S. 194). Die wichtige und sorgfältige Edition, die letztlich auch Erhellendes zum »Sitz im Leben« frühmittelalterlicher Jahrbücher und ihrer Nähe zu den Ostertafeln beitragen kann, wird durch einen weitgehend auf den *Regesta Imperii* fußenden schlanken Sachkommentar kontextualisiert. Von Bedeutung sind auch die Überlegungen zu den/der weiland von Harry Bresslau rekonstruierten »Schwäbischen Reichsannalen«/»Schwäbische Weltchronik« (S. 137–139). Bezüglich der *Vita s. Uodalrici I* hätte die Edition von Berschin/Häse (s. Besprechung) beigezogen werden müssen (vgl. S. 39, 172 oder 178). Einen gewissen Abschluss wird die St. Galler Annalistik mit der Edition der »St. Galler Jahrbücher/Chronik« durch Benedikt Marxreiter finden. In den frühen 1980er-Jahren hatte der 2017 verstorbene große Mediävist Alois Schütz den *ad annum* 1064 einsetzenden und bis 1102 reichenden Text in einer via Konrad Peutingers und das Augsburger St. Salvatorkloster an die Staats- und Stadtbibliothek Augsburg überlieferten Handschrift (2^o Cod 254, fol. 16r–23r) entdeckt (und 1984 bekannt gemacht).

Christof Paulus

Thomas WOZNIAK, *Naturereignisse im Frühen Mittelalter. Das Zeugnis der Geschichtsschreibung vom 6. bis 11. Jahrhundert (Europa im Mittelalter 31)* Berlin 2020, XXIII + 970 S., 15 Abb., ISBN 978-3-11-057231-5, € 149,95.

Während die Umwelt als eine Grundkategorie der Geschichtswissenschaften in Forschungen ab dem 14. Jahrhundert schon länger eingehende Beachtung findet, stellen entsprechende Studien für die Zeit des Früh- und Hochmittelalters ein Desiderat dar. Einen gewichtigen Beitrag liefert nun Thomas Wozniak mit seiner im Jahr 2017 an der Eberhard Karls Universität Tübingen eingereichten Habilitationsschrift, die sich mit Berichten über Naturereignisse in der Geschichtsschreibung im zeitlichen Rahmen zwischen 500 und 1100 bzw. den »überregionalen Ereignissen« Völkerwanderung und Beginn der Kreuzzüge (S. 3) befasst. Dem erklärten Ansinnen einer »chronologischen Rekonstruktion der Darstellungen von Naturereignissen« (S. 59) des Frühen Mittelalters wird der Autor durch eine beeindruckende Menge an berücksichtigten Quellen gerecht: Knapp 160 vorwiegend annalistische und chronikalische Werke wurden auf Erwähnungen relevanter Phänomene hin analysiert. Die Zusammenstellung umfasst insgesamt über 1.170 Nachrichten (im Band sind die Gesamtsummen 1.173 als auch 1.176 angegeben) zu 25 Typen von Naturereignissen, eingeteilt in die Gruppen astronomische, tektonische, geomorphologische und vulkanische Ereignisse sowie extreme Witterungsereignisse und Folgeerscheinungen. Den größten Teil der Studie macht die chronologisch strukturierte Wiedergabe der Ereignisse aus (S. 73–548). Neben den vielfach überlieferten Eklipsen, Erdbeben oder Überschwemmungen werden Phänomene ins Blickfeld gerückt, die für das Mittelalter bisher noch kaum geschichtswissenschaftliche Betrachtung erfahren haben, darunter Meteorströme, Polarlichter, optische Atmosphärenphänomene, Tsunamis oder Tornados. Die Arbeit ist großräumlich angelegt und umfasst das Gebiet des antiken Römischen Reiches in seiner größten Ausdehnung, erweitert um Nordeuropa, sodass Quellen aus ganz unterschiedlichen Regionen und historischen Kontexten, von Byzanz bis Island, ereignisbezogen zusammengeführt werden. Räumlich noch weiter wird bei astronomischen Naturphänomenen ausgegriffen, die global beobachtbar waren, so Kometen oder Supernovae. Zu mehreren derartigen Erscheinungen des Frühmittelalters liegen aus verschiedenen Erdregionen Berichte vor; so wurde die Sichtung eines Kometen im Jahre 676 unter anderem in Schottland, Syrien und Korea schriftlich festgehalten. Bei der chronologischen Aufzählung extremer Witterungsereignisse werden Unwetter, Stürme, Überschwemmungen und extreme Ausprägungen der Jahreszeiten sowie »Blutwunder« in Form blutroten Regens und rötlich gefärbter Gewässer abgehandelt.

Hierauf wendet sich Wozniak der Folgenforschung zu: In einem eigenen Kapitel werden Folgen und Auswirkungen extremer Naturereignisse in den Blick genommen (S. 549–710): Sämtliche Nachweise von Heuschrecken- und anderen Tierplagen, Lebensmittelknappheit und Hungersnöten, Epidemischen Erkrankungen bei Mensch und Tier, Nachrichten über Weinernten, Überfluss an Lebensmitteln und das noch nicht geklärte Phänomen der »Kreuze auf Kleidung« werden aufgeführt. Auch hier liefert der Autor eine vollständige Übersicht, unabhängig davon, ob von den Chronisten ein kausaler Bezug zu vorhergehenden Naturereignissen (etwa schlechte Witterung als Ursache für geringe Ernteerträge) hergestellt wurde oder nicht. Abschließend werden knapp 60 Seiten der Bewältigung sowie der Darstellungspraxis der behandelten Ereignisse in den historiographischen Quellen gewidmet, wobei die Ausführungen exemplarisch und thesenhaft gehalten sind (S. 711–766). Ergänzt wird die Studie um 87 Tabellen, die teilweise in den Fließtext integriert, teilweise in den Anhang eingefügt wurden und zu jedem analysierten Ereignistyp die Belegstellen in Kurzform übersichtlich auflisten. Am Schluss findet sich eine synchronoptische Übersicht zur Verteilung aller extremen Naturereignisse auf die Jahre 500 bis 1100 (S. 845–872).

Die Hauptleistung der Studie liegt in der systematischen Typisierung sämtlicher Berichte über Naturereignisse nach modernen Ereigniskategorien. Die Arbeit bewältigt eine Fülle an

Quellenmaterial, was zur Folge hat, dass Interpretationen einzelner Quellenstellen nur teilweise erfolgen. Zwar weist der Autor mehrfach darauf hin, dass bei der historiographischen Berichterstattung stets eine mögliche »Instrumentalisierung« und Intentionalität mitgedacht werden müsse, was sich auf die zeitgenössischen Einordnungen, Deutungen und erzählerischen Funktionen der Naturnachrichten bezieht; dies wird jedoch lediglich in Ansätzen vorgenommen. Nach der Prämisse, dass nur extreme Abweichungen von der Norm durch mittelalterliche Chronisten überlieferungswürdig gewesen seien (S. 2, 32), kategorisiert Wozniak die Berichte über zeitgenössische Naturereignisse als Extreme, unabhängig von Faktoren wie Belegdichte, geschilderten räumlichen Dimensionen eines Ereignisses oder anderen inhaltlichen Indikatoren der Nachrichten. Manche Quellenstellen, die durch dieses methodische Raster fallen, werden dabei marginalisiert. Exemplarisch zeigt sich dies anhand der Überlieferung zur winterlichen Witterung. So sind im Kapitel zu »extremen Wintern« auch sieben Jahre aufgelistet, in denen zeitgenössische Quellen einem milden Winter erwähnen (S. 518). Diese werden in der abschließenden Ereignistabelle jedoch nicht aufgeführt, da in diese nur die Berichte über kalte Winter, die allesamt als »Extremwinter« bezeichnet werden, Aufnahme fanden. Auch bei disparaten Befunden wurde eine Kategorisierung als Witterungsextrem vorgenommen: Der Autor verweist darauf, dass der Winter von 1066 auf 1067 in der älteren Forschung als strenger Winter gegolten habe (S. 499); er zählt ihn aber unter die sieben milden Winter, da die Augsburger Annalen *ad annum* 1066 eine *hiemps lenissima* schildern (S. 516). In der abschließenden chronologischen Synopse findet sich zum Jahr 1066 jedoch die Zuweisung »Extremwinter« (S. 870). Am Beispiel der beiden markantesten Extremwinter des Untersuchungszeitraumes, 763/764 und 1076/1077, zeigt sich besonders prägnant die Stärke der großräumlich-zusammenführenden Quellenanalyse. Anhand der zeitlichen und räumlichen Ordnung der Berichte gelingt es Wozniak, unterschiedliche regionale Ausprägungen in Intensität und Dauer der Winterkälte und Schneebedeckung nachzuweisen. Demnach begann der Winter des Jahres 736 im angelsächsischen Raum und in Konstantinopel bereits im Oktober mit außerordentlicher Kälte sowie Vereisung des Bosphorus, für Dezember wurde im Rheinland über Kälte und Frost berichtet, während aus Italien keinerlei Nachrichten über ungewöhnliche winterliche Witterung erhalten sind.

Bezüglich der Auswirkungen, welche die Naturereignisse auf die Lebensbedingungen der Zeitgenossen hatten, bieten insbesondere die Analysen von 22 Heuschreckenplagen, die für das Frühmittelalter überliefert sind, interessante Ergebnisse, vor allem die detailreiche Auswertung der großen Plage der Jahre 873/874: So kann der Autor anhand mehrerer Indizien die Augenzeugenschaft einiger Chronisten wahrscheinlich machen, da deren Schilderungen neben Datierungen die Zugrichtung der Tiere angaben, wodurch der Verlauf der Heuschreckenplage chronologisch und topographisch genauer festzumachen ist. »Auffällig selten« (S. 562) seien Bezüge zwischen den großen Heuschreckenschwärmen und der alttestamentlichen achten Plage hergestellt worden. Die weiteren Ausführungen sind eher kursorisch und deskriptiv gehalten, was auf die Masse der Quellenstellen zurückzuführen ist: 88 Hungerereignisse werden aufgeführt, wobei die für zwei Übersichtstabellen gewählten Oberbegriffe »Hungerkatastrophe« und »extreme Hungersnöte« für manche der Nachrichten über Knappheit an Lebensmitteln etwas hochgegriffen wirken und abermals eine generelle Bewertung als Extreme vorgenommen wird. Es folgen 91 Nachweise von epidemischen Krankheiten bei Menschen und 55 bei Tieren. Nicht ganz schlüssig ist jeweils deren Definition als Ursache und Folge von Witterung und Naturereignissen, da entsprechende Zusammenhänge nur selten in der zeitgenössischen Berichterstattung hergestellt wurden, vor allem bei den Nachrichten zu Krankheiten, wo folgerichtig konstatiert wird, dass deren Ursachen sich »nur bedingt mit Naturereignissen in Verbindung bringen« lassen (S. 660). Der letzte Abschnitt des Hauptteils (S. 711–766) bleibt den drei großen Themenblöcken Bewältigung, Instrumentalisierung und Darstellungspraxis der Ereignisse vorbehal-

ten, wobei der lange Untersuchungszeitraum und die großen regionalen Differenzen in den überlieferten Berichten vielschichtige Anhaltspunkte liefern, die nur mehr anhand ausgewählter Quellen, etwa Einhards *Vita Karoli Magni*, skizziert werden. Wozniak definiert mehrere Topoi, die sich in den Quellen häufiger finden lassen, darunter prodigiöser Charakter zumeist astronomischer Naturereignisse, Bezüge mit zeitgenössischen Endzeiterwartungen, Manifestation göttlichen Willens oder die Dramatisierung von Hungersnöten durch den Verweis auf Anthropophagie.

Insgesamt liefert die Arbeit eine äußerst wertvolle Übersicht zur Berichterstattung über Naturereignisse im frühen Mittelalter, die als Materialsammlung und Datengrundlage, aber auch durch so manche interessante, eng an naturwissenschaftliche Erkenntnisse angelehnte, Auswertungen und Interpretationsvorschläge wichtige Impulse für die Beschäftigung mit Witterung, Umwelt und Klima in historischer Perspektive bereithält. Künftig stärker hinterfragt werden sollte eine Annäherung an historische Naturereignisse über den Begriff der »Extreme«, da es sich dabei um ein modernes Konstrukt handelt, welches dem inhaltlich breiten Spektrum der Wetter- und Naturberichterstattung in der mittelalterlichen Historiographie kaum gerecht wird. Ebenso bedürfen die erst in Ansätzen erfolgten und zumeist auf induktiven Schlüssen beruhenden Forschungen zu Wahrnehmung, Bewältigung und Darstellung von Naturereignissen im Mittelalter systematischer Vertiefung; vorherrschende Annahmen, etwa zum hohen Stellenwert religiös-mythologischer Deutungsmuster, sind dabei zu überprüfen. Den abschließenden Worten Wozniaks, wonach seine Studie »zahlreiche Ideen und neue Anknüpfungspunkte für künftige Forschungsfelder« biete (S. 803), ist vollends zuzustimmen.

Barbara Schratzenstaller

Walter BERSCHIN/Angelika HÄSE (Bearb./Übers.), Gerhard von Augsburg. *Vita Sancti Uodalrici*. Die älteste Lebensbeschreibung des heiligen Ulrich lateinisch-deutsch. Mit Kanonisationsurkunde von 993 (Editiones Heidelbergenses 24) Heidelberg 2020, 441 S., ISBN 978-3-8253-4699-7, € 46.

Es war der Augsburger Stadtpfleger und Späthumanist Markus Welser, der 1595 alle erreichbaren Quellen zu Leben, Kanonisation und Translation Bischof Ulrichs von Augsburg (reg. 923–973) zusammenstellte. Welsers im Verlag *Ad insigne pinus* erschienene, 1682 in Nürnberg nachgedruckte Ausgabe hat bis heute ihren Wert behalten, da der Patrizier Handschriften und Quellen aufnahm, die mittlerweile verloren sind. Welser veröffentlichte auch die drei hochmittelalterlichen Ulrichsviten: die *Vita s. Uodalrici* Berns von Reichenau (Dieter BLUME [Bearb./Übers.], Bern von Reichenau [1008–1048]. Abt, Gelehrter, Biograph. Ein Lebensbild mit Werkverzeichnis sowie Edition und Übersetzung von Berns »*Vita S. Uodalrici*« [Vorträge und Forschungen, Sonderbd. 52] Ostfildern 2008, ab S. 195, nicht paginiert), die Lebensbeschreibung Gebhards von Augsburg (gest. 1009) (Welser 1595, S. 177–188/1682, S. 591–595), zuletzt die früheste Ulrichsvita aus der Feder des Kanonikers und Dompropstes Gerhard, der den Bischof noch gekannt hat. Seit 1993 war diese *Vita s. Uodalrici I* nach der Edition von Berschin und Häse zu zitieren, die in der hier anzuzeigenden Ausgabe nun eine bis auf wenige Stellen mit der früheren Version idente Neuauflage mit gleichem Seitenspiegel erhalten hat, weswegen die erste Auflage zitierbar bleibt (S. 69–411). E-caudata (ę) wird auch in der zweiten Auflage als /ae/ wiedergegeben. Eingearbeitet ist das Hyazinth-Corrigendum (cap. I/9 S. 170), worauf Walter Berschin an anderer Stelle (Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter, Bd. IV/1: Die ottonische Biographie. Das hohe Mittelalter 920–1220 n. Chr./920–1070 n. Chr. [Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters XII/1] Stuttgart 1999, S. 129)

hingewiesen hatte. War die Ausgabe von Georg Waitz aus dem Jahr 1841 (MGH SS 4, S. 379–391) noch vier Textzeugen gefolgt, haben Berschin/Häse ihrer Edition rund 25 Handschriften zugrunde gelegt, wobei Universitätsbibliothek Augsburg Cod. I.2.4° 6 als Leithandschrift (*Vitae Sanctorum*, 11. Jh., Tegernseer Provenienz und 1814 von Fürst Ludwig Oettingen-Wallerstein in Paris erworben) dient.

Der Quellenwert der Ulrichsvita für die Reichsgeschichte des 10. Jahrhunderts ist unbestritten, wenngleich die Forschung (etwa Georg KREUZER, Die »Vita sancti Oudalrici episcopi Augustani« des Augsburger Dompropstes Gerhard. Eine literaturkritische Untersuchung, in: Manfred WEITLAUFF [Hg.], Bischof Ulrich von Augsburg 890–973. Seine Zeit – sein Leben – seine Verehrung. FS aus Anlaß des tausendjährigen Jubiläums seiner Kanonisation im Jahre 1993 [JVAB 26/27] Weißenhorn 1993, S. 169–177) immer wieder auf topische Züge oder den Referenztext der Martinsvita des Sulpicius Severus verwiesen hat, die ohnedies als Modell für unzählige hagiographische Schriften des Mittelalters diene. Gleichzeitig hat die Philologie die hohe Bedeutung der Schrift für die mittellateinische Wortforschung (BERSCHIN, Biographie, S. 142–146) herausgearbeitet oder den Stellenwert der Ulrichsvita für den »realistischen Stil« der Ottonenzeit betont (Walter BERSCHIN, Realistic Writing in the Tenth Century. Gerhard of Augsburg's Vita S. Uodalrici, in: Tobias REINHARDT/Michael LAPIDGE/John Norman ADAMS [Hg.], Aspects of the Language of Latin Prose [Proceedings of the British Academy 129] Oxford 2005, S. 377–382). Ob für die Lechfeldsynode 952 und ihre Bildhaftigkeit (vgl. Wolfgang GIESE, *Ensis sine capulo*. Der ungesalbte König Heinrich I. und die an ihm geübte Kritik, in: Karl SCHNITH/Roland PAULER [Hg.], FS für Eduard Hlawitschka zum 65. Geburtstag, Kallmünz i. d. Opf. 1993, S. 151–164), ob bezüglich des Liudolfaufstands 953/954 (CP, *Peccati pondere gravatus*. Pfalzgraf Arnulf und der Liudolfaufstand, in: ZBLG 76 [2013] S. 365–387) oder für die Lokalisierung der sogenannten Lechfeldschlacht 955 (Walter PÖTZL, Der Ort der Ungarnschlacht des Jahres 955. Von der Schlacht »bei Augsburg« oder »am Lech« zur Schlacht »auf dem Lechfeld«, in: ZBLG 76 [2013] S. 83–96) – Gerhards Vita ist unverzichtbar für die Erforschung des 10. Jahrhunderts. Lange Zeit galt sie als Schlüsseltext für das von jüngeren Forschungen dekonstruierte »ottonisch-salische Reichskirchensystem«. Auch von Seiten der Liturgiegeschichte wurden die Ulrichsviten zuletzt verstärkt in den Fokus gerückt (Jörg BÖLLING, Heilige Bischöfe. Ulrich von Augsburg [923–973] und Konrad von Konstanz [934–975], in: *Potestas ecclesiae*. Zur geistlichen und weltlichen Herrschaft von Bischöfen und Domkapiteln im Südwesten des Reiches [Rottenburger Jb. für Kirchengeschichte 33] Ostfildern 2015, S. 81–91; Jens BRÜCKNER, *Loca sanctificate, plebem benedicite*. Stationsliturgien und Sakraltopographien in Augsburg von Bischof Ulrich [† 973] bis 1620 [Verein für Augsburger Bistumsgeschichte, Sonderreihe 9] Lindenberg 2018). Erst in den Anfängen steckt die Erforschung ihrer Rezeption, wie sie in jüngster Zeit etwa für die Epoche des sogenannten Investiturstreits nachgewiesen werden konnte (etwa CP, St. Ulrich und Afra während des Investiturstreits, in: Manfred WEITLAUFF [Hg.], Benediktinerabtei St. Ulrich und Afra in Augsburg [1012–2012]. Geschichte, Kunst, Wirtschaft und Kultur einer ehemaligen Reichsabtei. FS zum tausendjährigen Jubiläum, Bd. 1: Textbd., Lindenberg 2011, S. 76–110; DERS., Der [un-]christliche König oder Vom Jähzorn Lothars von Supplinburg, in: *Mittellateinisches Jb.* 49 [2014] S. 21–33). Auch hierfür ist die maßgebliche Ausgabe von Berschin/Häse unverzichtbar.

Christof Paulus

Klaus HERBERS (Bearb.), Hieronymus Münzer. Itinerarium. Unter Mitarbeit von Wiebke DEIMANN, René HURTIENNE, Sofia MEYER, Miriam MONTAG, Lisa WALLEIT. Mit einem Beitrag von Tina B. ORTH-MÜLLER (MGH Reiseberichte des Mittelalters 1) Wiesbaden 2020, CCCVIII + 572 S., 8 z. T. farb. Abb., ISBN 978-3-447-10972-7, € 148.

Es ist ein humanistischer Akkord, der gleich mit dem ersten Satz des Reiseberichts angeschlagen wird: Der griechische Philosoph Aristoteles habe gesagt, der Mensch sei klug und findig genug, um nach der Wahrheit zu suchen. Befreit von irdischen Zwängen, lerne er verborgene, wunderbare Dinge, was ihn letztlich zu einem guten und glücklichen Leben führe – *ad bene et beate vivendum*. Letzteres deckt sich beinahe aufs Wort mit der Humanismus-Definition, die ihr profiliertester Vertreter, der »Erzhumanist« Conrad Celtis, gegeben hatte. 1487 hatte dieser dem Nürnberger Arzt und Gelehrten Hieronymus Münzer, dessen rekonstruierte Bibliothek gut 200 Bände umfasste, einige Verse gewidmet. Sieben Jahre später – eine Epidemie grassierte gerade in der Pegnitzmetropole und forderte angeblich 10.000 Opfer – brach Münzer zu einer Westeuropareise auf, die ihn von Nürnberg über die Schweiz nach Südfrankreich, dann nach Katalonien, Barcelona, Valencia, Granada, Sevilla nach Lissabon und zum Jakobswallfahrtsort Santiago, hierauf weiter über Toledo, Madrid, Zaragoza, Roncesvalles, Poitiers, Tours, Paris, Brügge, Gent und Antwerpen zurück in die heimatliche Reichsstadt führte. Ein Repertorium hat für das spätmittelalterliche Europa rund 600, für den deutschsprachigen Raum gut 150 (Zeitraum 1334 bis 1531), für das heutige Bayern 35 Reiseberichte (Zeitraum 1336 bis 1522) nachgewiesen, wobei die meisten aus Augsburg und Nürnberg stammen. Aus diesem Corpus sticht Münzers Text schon durch seinen Umfang – knapp 200 Blätter im einzigen erhaltenen Überlieferungsträger – hervor. Der Codex aus der Feder und dem Besitz des gelehrten Hartmann Schedel (BSB clm 431) kam zunächst in die Sammlung Johann Jakob Fuggers, von dort mit vielen anderen Cimelien durch Kauf 1571 an den Wittelsbacher Albrecht V. und in die herzogliche Bibliothek in München.

Von Münzers Itinerarium lagen bisher nur Teileditionen vor, so zum spanischen Teil der Reise durch den bayerischen Schriftsteller und Hispanisten Ludwig Pfandl aus dem Jahr 1920. Mit anzuzeigendem Band kann nun – nach umfangreichen Vorstudien – der langjährige Erlanger Mediävist Klaus Herbers eine bedeutende Lücke zum ausgehenden Spätmittelalter schließen, denn zweifellos sind Münzers Zeilen eine herausragende Quelle für viele Aspekte und unterschiedliche Fragestellungen, ob für Reiserouten und -anlässe zu Ende des 15. Jahrhunderts, zur Wahrnehmung und Verortung von Neuem und Exotischem, zur Wirtschafts-, Geistes- und Sozialgeschichte, zu zeremoniellen Aspekten, zur Historie einiger Orte und dem spätmittelalterlichen Gabenwesen oder zum bürgerlich-humanistischen Selbstverständnis um 1500. Münzer begleiteten drei Männer, darunter Anton Herwart aus der bekannten Augsburger Kaufmannsfamilie, dem der Nürnberger Münzer – wie den anderen jungen Begleitern, den Nürnbergern Caspar Fischer und Nikolaus Wolkenstein – einen hohen Bildungsgrad, darunter gute, wohl durch die Handelsgeschäfte erworbene Kenntnis im Spanischen und Italienischen bescheinigte. Münzer ist ein wacher Beobachter. Wie Jahrhunderte nach ihm Johann Wolfgang Goethe, so besteigt auch er in einer neuen Stadt – in diesem Fall Barcelona – einen Turm, um sich einen Überblick zu verschaffen. Münzer vergleicht das Gesehene mit Nürnberg, Ulm oder Ravensburg. Interessiert ist er an vielem: Wein, den Seidenraupen, neuen Früchten, fremdem Gemüse, an den Kleidern der Bewohnerinnen und Bewohner, den Ladenöffnungszeiten und anderem mehr.

Bemerkenswert sind auch Münzers Beobachtungen zum muslimischen Spanien. Er besucht mehrere Moscheen, bezeichnet Mohammed zwar als *pseudoproheta* und zieht Vergleiche mit den großen Ketzern Nestorius und Arius, bescheinigt den Muslimen aber insgesamt einen tiefen Glauben und eine innige Gottesverehrung, so im Granada-Kapitel: *Revera devotissimi sunt in venerando Deo more suo*. Münzer schlüpft gleichsam in verschiedene

Rollen, ist gelehrter Kosmograph, Humanist, Beziehungen knüpfender Händler, frommer Pilger, stolzer Bürger und Vertreter der Reichsstadt Nürnberg – je nachdem, wo er sich gerade aufhält. Die akribisch vorbereiteten Audienzen, die er genießt und breit festhält, geraten dem Nürnberger zuweilen zum fernen Spiegel: Johann II. von Portugal wird ihm zum platonisch gelehrten Monarchen, dessen ruhig kluge Regentschaft das Königreich florieren lässt (wozu auch der Handel mit Nürnberger Produkten gehört). Münzers Rolle im Nürnberger »Humanistenkreis« – Mitarbeit beim Behaim-Globus, der Schedelschen Weltchronik, Deutschlandkarte nach dem Vorbild des Nikolaus Cusanus – können durch das Itinerarium in einen breiteren geistesgeschichtlichen Kontext eingeordnet werden. Münzers Latein ist kein humanistisch geschliffenes; insgesamt dominiert ein dem Stilideal der *brevitas* geschuldeter parataktischer Satzbau, der die Reiseschilderungen unterhaltsam und lebendig vorantreibt. Der kunstvolle ciceronianische Periodenbau zu Beginn des Itinerarium ist hier eher die Ausnahme. Münzers Wortschatz greift durchaus auf mittellateinische und spätantike Begriffe zurück.

Vorangestellt ist der in zehn Kapiteln gegliederten und mit den Auszügen aus dem Jakobsbuch und zwei weiteren Appendices angereicherten Edition eine umfangreiche, das Itinerarium vielfältig erschließende Einleitung mit biographischen Ausführungen zum Autor, zur Verortung der Reise nach dem Kriterienkatalog Folker Reicherts (Motivation, Alltagspraxis, Raumerfahrung, Orientierung und Wissensgewinn bzw. -verarbeitung) und zur Analyse des Reiseberichts. Von intensiven Vorarbeiten zeugt das rund 150-seitige Quellen- und Literaturverzeichnis. Der mit einem Sachkommentar erschlossenen Edition folgen ein Stellenverzeichnis – Münzer zitiert Gregor von Tours, Juvenal, Beda, Plinius d.Ä., Ovid, Orosius, natürlich die Bibel, aber auch das Speculum des Vinzenz von Beauvais und die Legenda Aurea des Jacobus de Voragine – sowie ein umfangreiches Personen-, Orts- und Wortregister, die eine Tiefenerschließung des bedeutsamen Textes ermöglichen. Insgesamt zeigt das Itinerarium einen hohen textlichen Eigencharakter, der ihn eher zur länderbeschreibenden Erkundungsreise als zur frühneuzeitlichen Grand Tour rückt. Münzers Text bereichert die bisherigen Editionen spätmittelalterlicher Reiseberichte auf herausragende, vielfältig analysierbare Weise. Eine wichtige Neuerscheinung!

Christof Paulus

Frühe Neuzeit

Peer FRIESS, Zwischen Kooperation und Widerstand. Die oberschwäbischen Reichsstädte in der Krise des Fürstenaufstandes von 1552 (Oberschwaben. Forschungen zu Landschaft, Geschichte, Kultur 2) Stuttgart 2019, 256 S., 15 Abb., ISBN 978-3-17-036529-2, € 29.

Der sogenannte »Fürstenkrieg« oder »Fürstenaufstand« im Jahre 1552 war ein bemerkenswertes Ereignis der deutschen Reichsgeschichte. Dieser Krieg war ein begrenzter Krieg zur Durchsetzung reichs- und konfessionspolitischer wie auch persönlicher Ziele. Träger des Aufstandes war Moritz, Kurfürst von Sachsen, begleitet vom jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, den Brüdern Herzog Johann Albrecht I. und Georg von Mecklenburg, Wilhelm von Braunschweig sowie Pfalzgraf Ottheinrich, der sich dem Feldzug in seiner letzten Phase anschloss. Auf internationaler Ebene unterstützte der französische König Heinrich II., seit Jugendtagen ein Intimfeind Karls V., die Opposition im Reich. Ein weiterer Verbündeter, Markgraf Albrecht Alkibiades von Brandenburg-Kulmbach, führte indes sein eigenes Programm aus. Die territorialpolitische Machtbasis dieser Reichsfürsten war keineswegs überwältigend, dennoch schlug dieser Bund das mächtige, aber in Innsbruck machtlos verweilen-

de Reichsoberhaupt in die Flucht. Karl V. musste über den Brenner durch das Pustertal nach Villach fliehen. Nur langsam konnte das Reichsoberhaupt seine Kräfte für die Gegenoffensive sammeln, wobei er auf spanische Truppenunterstützung angewiesen war.

Der Fürstenaufstand von 1552, der mit dem Frieden von Passau beendet wurde, ist ein an sich gut erforschtes Ereignis in der deutschen Geschichte. Die Politik der Reichsstädte jedoch, die der Historiker Peer Frieß im zweiten Band der Reihe »Oberschwaben. Forschungen zu Landschaft, Geschichte Kultur« zum Gegenstand seiner Studie ausgewählt hat, wurde bisher selbst in den umfangreicheren Abhandlungen zur Thematik kaum beachtet. Dabei befanden sich die Reichsstädte in der Tat in einem Dilemma. Einerseits waren sie mit einer Respekt einflößenden militärischen Drohkulisse des Fürstenbundes konfrontiert (immerhin marschierten hier an die 18.000 Mann Infanterie und 5.000 Mann Kavallerie mit einem beachtlichen Geschützpark in Richtung des Kaisers), andererseits unterstanden Reichsstädte – freilich ungeachtet ihrer konfessionellen Ausrichtung – reichsrechtlich dem Kaiser. Und strikte Neutralität war ohnehin keine Option in der Frühen Neuzeit. Der Autor schreibt dazu: »Da für die oberschwäbischen Reichsstädte weder nach heutiger Erkenntnis noch aus damaliger Perspektive eine wirkliche Neutralitätspolitik möglich war, blieb ihnen nur die Möglichkeit eines pragmatischen Mittelwegs zwischen Kooperation und Widerstand, um sich möglichst geschickt durch die Krise des Fürstenaufstandes zu lavieren« (S. 192). Letztendlich war der einzuschlagende Weg oft eine Entscheidung zwischen Reichstreue und Sicherheit für die Bürgerschaft. Die Reichstreue, auch die Treue zum Reichsoberhaupt, war ein zentraler Wert für die Reichsstädte, selbst wenn man über die kaiserliche Konfessionspolitik nach 1548 (Stichwort: Interim) verärgert war.

Auf Basis gesellschaftstheoretischer Ansätze von Niklas Luhmann und des Deutungsansatzes von »Handlungsspielräumen« nach Rudolf Vierhaus untersucht der Autor die Maßnahmen und Verhaltensweise verschiedener Stadtmagistrate und anderer wichtiger Akteure, sprich das bürgerliche Krisenmanagement, in Oberschwaben, einer Region, die im Durchzugsbereich und Operationsfeld der Armee des Kurfürsten und seiner Verbündeten lag. Frieß stellt die Politik der Reichsstädte Lindau, Buchhorn, Leutkirch, Pfullendorf, Isny, Kaufbeuren, Kempten, Memmingen, Ravensburg, Wangen, Biberach, Überlingen und natürlich die Politik der beiden großen Städte Ulm und Augsburg näher vor, wobei er die entsprechenden Quellenbestände aus den jeweiligen Stadtarchiven ausgewertet hat. blieb Ulm zum Beispiel fest auf Seiten des Reichsoberhauptes, so musste die kaisertreue Führungselite in Augsburg aufgrund des Mehrheitsentscheids der Bürger klein begeben und dem Fürstenbund die Tore öffnen. Aus der Analyse von Frieß geht klar hervor, dass der Entscheidungsfindung der Reichsstädte in Oberschwaben durchaus komplexe Prozesse zu Grunde lagen. Es war nicht die Entscheidung eines Bürgermeisters oder eines Gremiums, sondern oft eine Entscheidung einer Vielzahl von Entscheidungsträgern und anderer Akteure auf Basis verschiedener Faktoren, die Frieß mittels der Systemtheorie der »komplexen adaptiven Systeme« ausgewertet hat. Die Entscheidungen spielten sich innerhalb eines Verfassungsbogens von »republikanischer Partizipation« bis hin zur »korporativen Zunftverfassung« ab. So ist diese Studie vor allem eine Analyse der Gründe, die zu einer Entscheidung für oder gegen den Kaiser bzw. für oder gegen den Fürstenbund geführt hat – ein Prozess, der durchwegs von »hinhaltendem Verhandeln« seitens der Städte geprägt war. Aber selbst bei einer Kooperation mit dem Fürstenbund griffen die Städte nicht militärisch aktiv gegen das Reichsoberhaupt in das Geschehen ein. Das Fazit von Frieß lautet: »In der Krise des Fürstenkrieges verhielten sich die oberschwäbischen Reichsstädte wie »komplexe adaptive Systeme«. Sie waren flexibel genug, um aus sich heraus Reaktionen auf die externe Bedrohung zu entwickeln, die auch von einer komplex strukturierten und in unterschiedliche Lager aufgespaltenen Bürgerschaft mitgetragen werden konnten. Dazu reaktivierten die meisten Kommunen Oberschwabens die nach wie vor lebendigen und latent wirksamen republikanischen Traditionen« (S. 186).

Mit diesem vom Verlag sehr ansprechend mit Bildern gestalteten Buch erweitert Peer Frieß unser Wissen zum Fürstenaufstand um eine erhebliche Komponente und gibt darüber hinaus einen wertvollen Einblick in Entscheidungsstrategien und -mechanismen reichsstädtischer Kommunen in Krisensituationen. Die Studie führt uns zudem vor Augen, wie wichtig diese Reichsstädte für den Fürstenbund als logistische Basen und als Kommunikationszentren waren.

Robert Rebitsch

Reinhard BAUMANN, *Mythos Frundsberg. Familie, Weggefährten, Gegner des Vaters der Landsknechte*, Mindelheim 2019, 228 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-947423-15-6, € 19,95.

Sagenhaftes wurde schon zu Lebzeiten über Georg von Frundsberg berichtet: Ein galoppierendes Pferd könne er aufhalten, ein Geschütz mit seiner Hüfte verschieben, mit einem Finger einen breit stehenden Mann umstoßen. Und auch heute hält nicht zuletzt das Mindelheimer Frundsbergfest das Andenken an den »Vater der Landsknechte« fest. Doch trifft dieser Beiname zu? Dieser Leitfrage geht der Autor in seinem gut zu lesenden, populären, doch quellennahen und noch im Maximilianjahr 1519 publizierten Band nach mit klarem Ergebnis: »Der eigentliche *Vater der Landsknechte* war nicht Kaiser Maximilian I., sondern Georg von Frundsberg. Zeitgenossen haben ihm diesen Titel zugebilligt, Quellen belegen das« (S. 27). Es ist nicht zuletzt die Biographie des Feldsekretärs Adam Reißner, die Baumann als zentrale Quelle für seine kontextualisierende Lebensbeschreibung dient. Doch zieht der Autor eine Reihe weiterer Quellen für seine Studien heran, gedruckt wie die »Autobiographie« Schertlins von Burtenbach, gemalt wie die Seccobilder aus dem Torstüble der Mindelburg oder Ungedrucktes aus dem Tiroler Landesarchiv Innsbruck, dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien oder dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv. Ohnedies ist Baumann durch seine Studien – allen voran die Frundsbergbiographie (1984) und seine Landsknechtmonographie (1994) – einschlägig zur Thematik ausgewiesen.

Nachdem die Erforschung des Landsknechtwesens durch die völkisch-heldische Depravierung in der NS-Zeit lange Zeit im schlechten Licht gestanden war, hat Baumann mit seinen Forschungen viel zu einer seriösen Militärgeschichte des 16. Jahrhunderts und deren Rehabilitierung als historische Disziplin beigetragen. Hierfür wählte er in Nachfolge der Bosl-Prinz-Schule einen gesellschaftsgeschichtlichen Zugriff, den er auch in seiner hier anzuzeigenden Darstellung weitergeführt hat, jedoch unter anderen Vorzeichen. Lange als remonarchisierend verschrien, haben Biographien spätestens seit Lothar Galls »Bismarck« (1980) in der historischen Zunft Konjunktur. In diesem biographischen Strom findet nun Baumann sein eigenes Floß. Goethes berühmtes Dictum, es gehe darum »den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widersteht, inwiefern es ihn begünstigt«, löst der Autor mit »Unterbiographien«, die, in Kapitel gefügt, ihm auch die Gliederung vorgeben. So wird nach einem ersten Überblick das familiäre Umfeld (Frundsbergs Ehefrauen, seine Kinder, sein Kompagnon Hans Jacob von Landau) umrissen; hierauf werden die »Weggefährten« vorgestellt – Frundsbergs Locotenenten wie Conrad von Bemelberg oder Franz von Kastlalt, seine Hauptleute (Ludwig von Helfenstein oder der erwähnte Schertlin), anhand von fünf Beispielen seine Knechte – von Frundsberg im patriarchalischen Verständnis »die frommen guten Knechte« genannt. Im letzten Kapitel marschieren dann Frundsbergs Gegner auf: Bartolomeo d'Alviano, Giovanni dalle Bande Nere oder Michael Gaismair. Abgeschlossen wird der Band durch zwei Karten zu den meisterlichen Alpenübergängen 1522 und 1526 sowie durch eine Bildergalerie zum Frundsbergfest.

Insgesamt, so wird man urteilen dürfen, ist der über Bezügenetze operierende Ansatz gelungen. Die Fülle der Lebensbilder fügt sich zu einem Zeitbild. Demnach ist der Band auch

für diejenigen reizvoll, die sich etwa mit Frundsbergs Schwager Ludwig von Lodron oder Oswald Fragensteiner beschäftigen, dessen Zeitgedicht von der Schlacht von Bicocca das Frundsbergbild nachhaltig geprägt hat (*Her Georg, der from redlich ritter gut, / stund da in unverzagtem mut, / wie ein beer im vordristen glit*). Von Zeitgenossen als neuer Hannibal und Leonidas gefeiert, umsegelt Baumann jedoch jede Verklärung und apotheotische Darstellung seines Helden.

Christof Paulus

Claudius STEIN, Die Kunstkammern der Universität Ingolstadt. Schenkungen des Domherrn Johann Egolph von Knöringen und des Jesuiten Ferdinand Orban (Beitr. zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München 9) München 2018, 264 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-8316-4746-0, € 69.

Zway Paar tyrkhische Pantöffl [...] Drey seltzame indianische Gewex [...] Ain grosser rother Marmlstain seu potius das Weibl Porphyris [...] Item ein Zann hypocentauri [...] Pileus Caroli 5ti [...] Ain in Holtz eingefasstes Täffelein Othonis cardin. [...], verzeichnet das 1682 angelegte Inventar der Knöringen-Kunstkammer (Edition S. 148–155). Antiquarium und Büchersammlung hatte der Augsburger Domherr Johann Egolph von Knöringen, der spätere Fürstbischof, 1573 zum Großteil der Universität Ingolstadt vermacht, was zur damaligen Zeit ein absolutes Novum darstellte, besaß doch keine weitere alteuropäische Universität zu diesem frühen Zeitpunkt eine Kunstkammer. Knöringens Bücherstiftung steht auch am Anfang der heutigen Universitätsbibliothek München. So lautet ein zentrales Ergebnis der anzuzeigenden umsichtigen und bedeutsamen Studie: »Die Galerie von Pisa datiert auf ca. 1640, also fast 70 Jahre nach der Ingolstädter Kunstkammer, die somit als singulärer, bisher als solcher nicht erkannter Vorläufer italienischer Kulturstadien in den damit doch nicht so stark vom Kulturgefälle betroffenen deutschen Landen regiert« (S. 73). Claudius Stein erweitert nun seine einschlägigen Studien zu den universitären Sammlungen, indem er die Stiftung Knöringens kontextualisiert und das Sammlungswesen der Universität mit ihren historischen Standorten Ingolstadt (bis 1800), Landshut (bis 1826) und nunmehr München aufarbeitet, zumal der Autor auch die Sammlung des Jesuitenpaters Ferdinand Orban, die mit Aufhebung der Societas Jesu 1773 an die Hochschule fiel und mit der Kunstkammer Knöringens vereinigt wurde, erschließt.

In der Domkustodie, einem Komplex zwischen Hohem Weg, Kustos- und Spenglergässchen (heute Hoher Weg 18), war die ursprüngliche Kunstkammer Knöringens mit der dortigen Büchersammlung und dem Kirchenschatz der Kapelle verschränkt. Gewachsen, wie Stein annimmt, in Anlehnung an die reichsstädtischen Antikensammlungen Konrad Peutingers oder Raymund Fuggers, verzahnten sich in den Sammlungen Bücherwissen und konkrete Objektschau zu einem letztlich holistischen Heil- und Weltverständnis. Der Autor zeichnet den Weg der Sammlung durch die Jahrhunderte nach (Mitte des 17. Jahrhunderts war diese aufgrund räumlicher Probleme in einem rechten Tohuwabohu), kann die geistesgeschichtliche Bedeutung seines Untersuchungsgegenstands herausarbeiten und Desiderata der Forschung aufzeigen. Akribisch wird den Einzelstücken nachgespürt: Die Münzsammlung gründete auf der des Freiburger Humanisten Heinrich Glarean, des Lehrers Knöringens. Dieser war auch an antiken Maßwerkzeugen interessiert. Ein Dutzend von diesen lassen sich dann auch beim Augsburger Domherrn nachweisen. Das Birett des berühmten Reformationstheologen Johannes Eck (ebenso wie sein Lehrstuhl) ging 1944/45 im Krieg verloren. Erhalten haben sich hingegen ein Faun (mit Knöringenwappen), eine Alabasterbüste (gemeinhin als die Ferdinands I. identifiziert) oder das Gipsrelief eines *homo doctus*.

Von besonderem Wert ist der Editionsteil der durch ein Personenregister zu erschließenden Untersuchung. Da ein geschlossener Überlieferungsbestand fehlt – in Ingolstadt waren die Dokumente zum Knöringen-Antiquarium in der 50. Schublade des Archivschranks untergebracht, wobei die Zusammenstellung sich schon im 18. Jahrhundert deutlich gelichtet hatte –, werden auf den Seiten 137 bis 160 die bisher ungedruckten und gedruckten Quellen zusammengestellt (woraufhin bis S. 219 eine Quellenauswahl zur Sammlung Orban folgt). Bereits der berühmte Bistumshistoriker Friedrich Zoepfl hat aus der Sammlung auf das Humanistenprofil Johann Egolphs von Knöringen geschlossen. In seiner Würdigung resümierte Zoepfl: »Begleiteten die Musen und Musenjünger Johann Eglof auch in den Episkopat, sie waren doch nicht stark genug, ihn, wie teilweise seinen großen Vorgänger [gemeint ist Otto Truchsess von Waldburg], in der Erfüllung der bischöflichen Aufgaben zu beirren« (Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert, München/Augsburg 1969, S. 558). Auch wenn große Kunstkenner wie Hainhofer oder Sandrart kein Wort über die Sammlung schreiben, so sollten daraus, so Stein, keine allzu großen Schlüsse gezogen werden. Als 1660 der Bollandist und Jesuitenpater Daniel Papebroch in die Räume geführt wurde, urteilte er fasziniert: »Auf der rechten Gebäudeseite über dem Sitzungsraum des Akademierats befindet sich die vielfältige Raritätensammlung, die vernachlässigt über Tische und Regale verteilt liegt oder an den Wänden hängt. Dort gab es – was ich bisher nirgends gesehen hatte – Präparate eines Chamäleons und einer winzigen Eidechse und den Kopf einer größeren mit aufgerissemem Rachen, der perlig glänzt wie kleine weiße Elfenbeinplättchen« (vgl. S. 46 und 157 f.).

Christof Paulus

Wolfgang MÄHRLE (Hg.), Spätrenaissance in Schwaben. Wissen – Literatur – Kunst (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung 2) Stuttgart 2019, 509 S., 98 s/w-Abb., ISBN 978-3-17-033592-9, € 35.*

Im generalisierenden Titel des Werks »Spätrenaissance in Schwaben« mit dem Zusatz »Wissen – Literatur – Kunst« drückt sich der Anspruch aus, einen umfassenden Überblick über das geistige Leben einer historischen Landschaft in einer bestimmten Epoche zu vermitteln. Dabei bedürfen beide Begriffe in der Überschrift einer näheren Definition und Präzisierung: Weder ist Schwaben – was in einer Besprechung in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben eigentlich nicht betont zu werden braucht – als Bezeichnung für ein Territorium oder eine Landschaft eindeutig räumlich festgelegt, noch kann eine zeitliche Epoche »Spätrenaissance«, die vornehmlich als Stilbegriff in der Geschichte der Architektur und Bildenden Kunst angewendet wird, in der allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte als fest umrissen gelten. Die knappe, sehr präzise Einleitung des Herausgebers beseitigt hier mit wünschenswerter Klarheit alle Unschärfen. Mit »Schwaben« ist eindeutig der Raum im deutschen Südwesten vom Schwarzwald bis zum Lech gemeint, der historisch gesehen dem Schwäbischen Reichskreis entspricht. Der Begriff »Spätrenaissance« steht zunächst einmal ausdrücklich in epochaler Sicht für das konfessionelle Zeitalter, das mit den Jahren 1530 und 1650 umrissen wird, also der Zeit von der Festigung der evangelischen Lehre im Augsburger Bekenntnis bis zum Ende des Dreißigjährigen Kriegs. Mit dieser zeitlichen Gliederung folgt das den Phänomenen des geistigen Lebens gewidmete Werk ganz der üblichen Periodisierung in der allgemeinen Politikgeschichte nach dem Muster »Von der Reformation zum Westfälischen Frieden«. In einem großen einleitenden Aufsatz

* Vgl. auch die Rezension von Christof PAULUS, in: sehpunkte 19 (2019).

»Spätrenaissance als Epochenbegriff. Zur Periodisierung der frühneuzeitlichen Künste im Bereich der Wissenschaften und Künste« versucht der Herausgeber aber darüber hinaus Argumente zusammenzutragen, um den Terminus »Spätrenaissance« aufgrund inhärenter Merkmale als anderen überlegenen kulturgeschichtlichen Epochenbegriff für die Zeit von 1530 bis 1650 durchzusetzen. Da alle Einzelbeiträge auch als Bausteine dafür aufgefasst werden sollen, wird darauf zurückzukommen sein.

Aus ostschwäbischer Sicht ist auf jeden Fall sehr erfreulich, dass das ganze Schwaben, auch der Raum zwischen Iller und Lech, Berücksichtigung findet, während die »offiziellen«, von den landesgeschichtlichen Kommissionen herausgegebenen Handbücher der bayerischen und baden-württembergischen Geschichte an der Illergrenze haltmachen und sich an den heutigen Staatsgrenzen orientieren. Das bedeutet zum Beispiel, dass in der Darstellung des geistigen Lebens während der »Reformationszeit und Gegenreformation (1500–1648)« im »Handbuch der baden-württembergischen Geschichte« Heidelberg und die Kurpfalz breiten Raum einnehmen, während Augsburg und der ostschwäbische Raum kaum vorkommen. In der vorliegenden Publikation wird die Kurpfalz hingegen ausdrücklich nicht berücksichtigt. Mit der Konzentration auf »Schwaben« wird damit auch das Ziel erreicht, die Kulturgeschichte Südwestdeutschlands nicht immer nur vom Glanz der kulturellen Blüte der Kurpfalz, des Elsasses und Basels im 16. und frühen 17. Jahrhundert überstrahlen zu lassen. Dafür stehen schon die Zusammenfügungen von Portraits, Titelblättern und Gebäudeansichten auf den Umschlagbildern: Herausragende Persönlichkeiten wie Johann Valentin Andreae, Marcus Welser, Martin Crusius und Nicodemus Frischlin sowie bedeutende Neubauten wie die Fassade des Schlosses Calw und das Jesuitenkolleg Konstanz umreißen den Schwerpunkt des Bands auf dem gelehrten Leben und der Baukunst in Schwaben während der Jahrzehnte vor und nach 1600. Insgesamt ist die thematische Spannweite der neunzehn Beiträge von der Mathematik und Alchemie über das Weiterwirken des spätmittelalterlichen geistlichen Spiels im Schultheater der Reformationszeit bis hin zum Schlossbau in dem vorliegenden Sammelband groß. Er enthält den Ertrag zweier Tagungen, die im November 2015 und März 2016 vom Arbeitskreis für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine im Hauptstaatsarchiv Stuttgart durchgeführt wurde. Die fünf Abteilungen, in die der Band untergliedert ist – Gelehrsamkeit und Wissenschaft, Gelehrte und Poeten in der *res publica litteraria*, Bildungseinrichtungen und -konzepte, Literatur und Bildende Kunst – lassen mit ihren Überschneidungen schon erkennen, dass das gelehrte und literarische Leben im engeren Sinne eindeutig im Vordergrund steht. Die Konzentration darauf angesichts des umfassenden Anspruchs des Titels der Buchpublikation wird vom Herausgeber gut nachvollziehbar begründet. Für die Musikgeschichte wird auf einen 2010 erschienenen Sammelband zur Musik am Hof Herzog Friedrichs I. von Württemberg verwiesen. Ausgespart wurden auch eigene Beiträge zu den herausragenden schwäbischen Baumeistern Elias Holl und Heinrich Schickhardt sowie den Universitäten Tübingen und Dillingen, da dazu grundlegende neue wissenschaftliche Literatur vorliege. Der Hinweis darauf und die weiterführenden bibliographischen Hinweise gehören durchaus zu den Vorzügen des Bandes, zudem ist es unumgänglich, dass in einer Reihe von Beiträgen diese Persönlichkeiten und Institutionen mitbehandelt werden. Nicht dem Herausgeber anzulasten ist, dass Vorträge wie einer über die Gräzistik in Schwaben für die Buchpublikation nicht zur Verfügung gestellt wurden. In diesem Falle hat das aus ostschwäbischer Sicht zur betrüblichen Folge, dass die große Blüte des gelehrten Lebens in Augsburg, für die Persönlichkeiten wie Hieronymus Wolf und David Hoeschel stehen, kaum Konturen gewinnt. David Hoeschel wird nur in dem gründlichen und klaren, das Material vollständig darbietenden Aufsatz »Frühneuzeitliche Lexikographie in Schwaben (1550–1650)« von Peter O. MÜLLER mit zwei Schulwörterbüchern erwähnt, der Gräzist mit seinem wissenschaftlichen Werk kommt in dem Band nicht vor. Gleiches gilt für seinen Lehrer, den oft als Begründer der Byzantinistik gerühmten Rektor des Gymnasiums bei

St. Anna, Hieronymus Wolf, der nur in der Überblicksdarstellung »Bildungslandschaften um 1600 in Schwaben« von Sabine HOLTZ als Autor der Schulordnung von 1557 genannt wird. Für die Glanzzeit der Kultur in der Reichsstadt am Lech steht damit nur der Stadtpfleger und späthumanistische Gelehrte Markus Welser, der Architekt Elias Holl wird mit seinem Um- und Neubauten Augsburger Tortürme wenigstens ausführlicher in dem umfangreichen Aufsatz über städtische Befestigungsanlagen in Südwestdeutschlands gewürdigt.

Die berühmten Bildhauer Hubert Gerhard und Adriaen de Vries, deren großartige Brunnenanlagen neben den Bauten von Elias Holl Glanz und Pracht Augsburgs um 1600 verkörpern, tauchen nicht einmal im Register auf. Überhaupt überrascht – da der Epochen- und Stilbegriff »Spätrenaissance« am engsten gemeinhin mit der Architektur, Malerei und Plastik verbunden wird –, dass nur drei von den neunzehn Beiträgen im letzten Abschnitt (V) der »Bildenden Kunst« gewidmet sind. Einer davon ist der genannte, sehr instruktive, aber nicht unbedingt ins Zentrum der großen Kunst führende Aufsatz Christian OTTERSBACKS »Städte als Festungen«. Zeitlich und räumlich weit ausholend führt er an zahlreichen Beispielen aus dem gesamten Südwesten vom späten Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg vor Augen, dass Stadtmauern nach wie vor konstitutiv für eine Stadt sind, ihre konkrete Ausgestaltung aber abhängig von der Kriegstechnik und Feuerkraft der Waffen auf der einen Seite, von den finanziellen Möglichkeiten und dem Selbstverständnis der Städte auf der anderen Seite ist. In dem im Titel auf die Jahre von 1500 bis 1650 eingegrenzten Zeitraum spielt ansonsten eine Reflexion auf Epochen- oder Stilmerkmale keine große Rolle. Ähnliches gilt für den Beitrag Andreas TACKES über »Malerzunftordnungen Schwabens«, der als Gründer der »Trierer Arbeitsstelle für Künstlersozialgeschichte« am Beispiel Memmings Ergebnisse des großen Forschungsprojekts der »Kommentierten Edition der Maler(zunft)ordnungen im deutschsprachigen Raum des Alten Reichs« präsentiert. Aus diesem Blickwinkel steht naturgemäß die soziale Stellung des Künstlers in den Städten des Alten Reichs im Zentrum. Als aufschlussreiches Beispiel aus Schwaben stellt er ins Zentrum seines Beitrags den 1609 geborenen Johann Schönfeld, dessen produktivste Zeit nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs beginnt und der gemeinhin als bedeutendster deutscher Maler des Barocks im 17. Jahrhundert gilt. Am überzeugendsten wirkt die Verwendung des Stilbegriffs »Spätrenaissance« über die bloße Bezeichnung einer Epoche in dem Beitrag von Stefan UHL mit »Gedanken zur Entwicklung des Schlossbaues in der Spätrenaissance in Südwestdeutschland«. In der Vollständigkeit anstrebenden Überblicksdarstellung wird aus der Anschauung heraus deutlich vor Augen geführt, wie die spätmittelalterliche Burganlage durch Bautypen wie den Kastenbau mit Eckentürmen und die Vierflügelanlage abgelöst wird, bis sich dann in der Mitte des 17. Jahrhunderts die barocke, sich zur Landschaft oder dem Garten hin öffnende Dreiflügelanlage durchsetzt. Hervorzuheben ist, dass sowohl dieser Beitrag wie auch der vorangehende zu den Befestigungen mit Ansichten und Grundrissen reich illustriert sind.

Trotz dieser umfangreichen architekturgeschichtlichen Aufsätze dominieren in dem Band eindeutig Abhandlungen zum evangelischen geistigen und literarischen Leben. Bei den in den Titeln der Beiträge namentlich genannten gelehrten Autoren überwiegen Persönlichkeiten protestantischer Konfession: Johann Eberlin von Günzburg, Johann Valentin Andreae, Jakob Schropp, Nicodemus Frischlin, Martin Crusius und Rodolf Weckherlin, doch werden auch Katholiken wie Kaspar Stiblin, Marcus Welser und Daniel Federmann eingehend behandelt. Ausdrücklich thematisiert wird die konfessionelle Spaltung zwangsläufig in der umfassenden Darstellung der »Bildungslandschaften um 1600 in Schwaben« von Sabine Holtz. Da an der Dillinger Universität die Klerikerausbildung ganz eindeutig im Mittelpunkt stand und sie bis zum Dreißigjährigen Krieg eine »Semiuniversität« blieb, war Tübingen im Gebiet des Schwäbischen Reichskreises die einzige wirkliche Volluniversität, was bei einer Beschränkung auf diesen Raum das Übergewicht des mit dieser Universität verbundenen geistigen Lebens in dem Sammelband verständlich macht. Verstärkt wurde diese Ausrich-

tung durch die völlige Ausklammerung der großen kulturellen Blüte jesuitischer Gelehrsamkeit und Literatur in Schwaben in diesem Zeitraum. Jakob Pontanus und der in Ehingen an der Donau geborene Jakob Bidermann, der nicht von ungefähr mit einem seiner Dramen die große Reihe der »Bibliotheca Suevica« eröffnet, werden in dem Band nicht einmal erwähnt, Matthäus Rader wird nur in einer Anmerkung einmal als Briefpartner von Markus Welser genannt. Bei der Akzentsetzung auf den Begriff der »Spätrenaissance« drängen sich diese Persönlichkeiten auch nicht unbedingt auf. Die Bedeutung des Jesuitenordens im Bildungswesen der Zeit findet aber durchaus gebührende Beachtung. Interessanterweise erfolgt in dem Beitrag über das Jesuitenkolleg Konstanz die Darstellung einmal nicht aus der Perspektive der Institution oder an ihr lehrender bedeutender Gelehrter, sondern aus der der Schüler, in diesem Falle der Truchsesse von Waldburg-Wolfegg.

Den überwiegenden Teil des Sammelbandes machen sehr fundierte, zum Teil geradezu handbuchartige Aufsätze zum gelehrten und literarischen Leben in Schwaben aus. In diesen Beiträgen werden nicht nur bestimmte Themenstellungen verfolgt, sondern sie bieten darüber hinaus ausführliche Biographien der Autoren und abgerundete Darstellungen der behandelten Werke oder sogar der betreffenden Gattung wie in dem Aufsatz Thomas SCHÖLDERLES über die Renaissance-Utopien von Johann Eberlin von Günzburg, Kaspar Stiblin und Johann Valentin Andreae. Ähnliches gilt für den Beitrag von Johannes Klaus KIPF über »Daniel Federmann und die (spät-)humanistische Fazetienliteratur in Schwaben«. Die herausragende Bedeutung der Tübinger Universität drückt sich in dem Band schon dadurch aus, dass vier gewichtige Beiträge Professoren dieser Hochschule, Martin Crusius und Nicodemus Frischlin, behandeln. Der thematischen Geschlossenheit des Sammelbandes kommt dies sehr zugute, denn so ergeben sich zwischen den einzelnen Beiträgen zahlreiche Querverbindungen, zumal auch in anderen Beiträgen wie in dem zu »Schwabens Wegbereiter der Algebra« ein Tübinger Universitätsprofessor, Johann Scheubel, vorgestellt wird. Der Herausgeber des Sammelbandes selbst macht auf das bisher eher wenig beachtete umfangreiche Selbstzeugnis von Martin Crusius, sein »Diarium«, das in neun Bänden 6000 eng beschriebene Seiten umfasst, aufmerksam, analysiert es als Spiegelung eines Tübinger Gelehrtenlebens und hebt die große Aufmerksamkeit für das Zeitgeschehen im Vergleich mit dem persönlicheren, religiöser Meditation gewidmeten Tagebuch des großen Genfer Späthumanisten Isaac Casaubonus, den »Ephemerides«, hervor. Die »Turco-Graecia« von Martin Crusius und sein »Diarium« spielen auch eine wichtige Rolle als frühe Zeugen und einer der Ausgangspunkte für das Interesse am Osmanischen Reich und die in ihm verbreiteten Sprachen. Die Hoffnung, die Beziehung zwischen dem deutschen Luthertum und der Ostkirche in Konstantinopel zu vertiefen, war der Anstoß zu einer intensiven Beschäftigung mit der osmanischen Sprache, wie Stefan HANSS in seinem Beitrag »Die Universität Tübingen und die Anfänge osmanischer Sprachstudien im 16. und 17. Jahrhundert« ausführt.

Die Auseinandersetzungen mit seinem einstigen Förderer und späteren Kollegen Martin Crusius sind einer der Gründe für den bewegten Lebenslauf von Nicodemus Frischlin, der vor allem als patriotischer Dramatiker in der Tradition des reformatorischen Schultheaters noch breitere Bekanntheit genießt. Ihm sind zwei Beiträge gewidmet, die beide von Mitarbeitern an einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Projekt der kritischen Edition des gesamten erhaltenen Briefwechsels dieses *poeta laureatus*, das von Philipp KNÜPFER ausführlich vorgestellt wird, stammen. Nicht die unmittelbare Beschäftigung mit dem dichterischen Werk, sondern die neuen Einsichten, die sich aus der Beschäftigung mit diesen Selbstzeugnissen in die Haltung und Einstellung des Autors gewinnen lassen, stehen deshalb im Vordergrund. Am Beispiel der »Acta Oecumenica Consilii«, eines von Frischlin ins Lateinische übersetzten fiktiven Religionsgesprächs, zeigt Philipp Knüpfler, wie sich der Tübinger gelehrte Poet im Streit mit den Calvinisten um die Abendmahlsfrage auch aus finanziellen Gründen in den Dienst der württembergischen Konfessionspolitik stellt. Diese spielt auch in dem Beitrag von Magnus FERBER eine wichtige Rolle, wie schon

sein Titel »Patriotismus und Konfessionalisierung bei schwäbischen Späthumanisten. Die Korrespondenzen von Nicodemus Frischlin und Marcus Welser im Vergleich« vermuten lässt. Der württembergische Territorialpatriotismus des Tübinger Poeten schließt zwangsläufig die Verbindung zum evangelischen Bekenntnis mit ein, versteht sich das Land doch als Heimstatt der lutherischen Orthodoxie. Als späthumanistischer Gelehrter versucht Frischlin in seinen Briefkontakten durchaus die Konfessionsgrenzen zu überschreiten, besaß dabei aber als Tübinger Professor noch eingeschränktere Möglichkeiten als der Stadtpfleger des bikonfessionellen Augsburg. Als wichtiges Ergebnis des Vergleichs zwischen den beiden Gelehrten arbeitet Magnus Ferber heraus, dass die durch die Konfessionalisierung vertiefte territoriale Zersplitterung kein gesamtschwäbisches Regionalbewusstsein mehr im Späthumanismus zuließ.

Zwei Beiträge sind in unterschiedlicher Weise ganz dem Herzogtum Württemberg verhaftet. Johannes Dillinger führt in seiner Abhandlung über »Alchemisten in Württemberg« deutlich vor Augen, dass die Förderung der alchemistischen Forschung durch Herzog Friedrich I. ein klares ökonomisches Ziel hatte: Goldmacherei um des Gewinns willen. Naturphilosophische, hermetische und paracelsistische Spekulationen spielten keine Rolle, es ging nur um Wissen mit direktem Praxisbezug zur Stärkung der Wirtschaftskraft des Staates. Unter dem Sohn Friedrichs I., Johann Friedrich, gewinnt das Herzogtum zwei Jahrzehnte später mit den Stuttgarter Hoffesten hingegen eine glänzende Stellung in der beginnenden barocken Festkultur. Den literarisch herausragenden Beitrag dazu leistete Georg Rodolf Weckherlin mit seinen »Triumpf«, einer gedruckten Festbeschreibung der Stuttgarter Kindstaufe, die 1516 für den Sohn Johann Friedrichs gefeiert wurde. In ihrem Beitrag »Eine rinascimentale Alternative zum Barock des Martin Opitz? Höfische Repräsentation und nationale Literatursprache in Rodolf Weckherlins ›Triumpf‹ (1616)« analysiert Heike ULRICH eingehend dieses Werk des neben Nicodemus Frischlin einzigen württembergischen Autors der Zeit um 1600, der im kulturellen Gedächtnis einigermaßen lebendig geblieben ist. Als Vorläufer und Wegbereiter gehört er einerseits schon der neuen Epoche des Barock an, von der Autorin des Beitrags wird er denn auch ausdrücklich als »der erste Dichter des Barocks« eingeführt. Andererseits verwendet Heike Ulrich viel Scharfsinn darauf, einen Gegensatz zwischen Weckherlins Verhaftung in der höfischen Sphäre im Gegensatz zur Reformpoetik von Martin Opitz herauszuarbeiten. Mit seiner Betonung der Unabhängigkeit der Dichtung habe sich Opitz durchgesetzt, was angesichts der höfischen Ausrichtung des Barocks, wie sie sich gerade in der Festkultur spiegelt, zu relativieren ist.

In dem Sammelband gehen nach der knappen Einführung zwei Beiträge den Abhandlungen in den fünf thematischen Abschnitten voraus. Aus seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit dieser Quellengattung heraus untersucht Wolfgang WÜST Landes- und Policy-Ordnungen auf ihre Aussagekraft für eine gesamtschwäbische landesweite oder stammesbezogene Identitätsbildung. Das Ergebnis ist insgesamt doch ernüchternd. In dem territorial zersplitterten und konfessionell gespaltenen Schwäbischen Reichskreis spielen die Loyalitäten zur jeweiligen Landesherrschaft und die konfessionellen Identitäten eine beherrschende Rolle, schon der Bezug zum Schwäbischen Reichskreis ist schwach ausgeprägt, eine Prägung und Selbstvergewisserung aus einer Zugehörigkeit zu einem Stamme der Schwaben ist in diesen normativen Quellen so gut wie nicht zu erkennen. Von Bedeutung ist hingegen die Rückversicherung bei Kaiser und Reich. Ein Kernstück des Sammelbandes ist die einleitende Abhandlung des Herausgebers Wolfgang Mährle »Spätrenaissance als Epochenbegriff. Zur Periodisierung der frühneuzeitlichen Geschichte im Bereich der Wissenschaften und Künste«. Der mit diesen Ausführungen verbundene Versuch der Epochenbildung kann als einer der Anstöße für das Unternehmen der beiden Tagungen gelten, er lag als eine Leitlinie den verschiedenen Beiträgen vor und mit der Präsentation der Ergebnisse soll dieser Versuch sicher untermauert werden. Periodisierung und Epochenbildung ist ohne Zweifel eine der vornehmsten Aufgaben der Geschichtsschreibung in allen Disziplinen, ohne den ständig

fließenden Strom des Geschehens zu gliedern, durch Unterteilen in Zeiträume Ordnung zu schaffen und zu systematisieren gibt es keine wissenschaftliche Beschäftigung mit kulturellen Entwicklungen. Mährle führt für den Zeitraum von 1530 bis 1650 so gut wie alle gängigen Epochenbegriffe an und wägt sie sorgfältig ab. Dabei wird deutlich, dass einen großen Unterschied zwischen der »allgemeinen« Geschichte, die den Zeitraum übereinstimmend mit verschiedenen Varianten des »Konfessionellen Zeitalters« bezeichnet, gibt und bei der Periodisierung des desselben Zeitraums durch verschiedene Disziplinen der Kulturgeschichte, bei denen eine bunte Vielfalt mit unterschiedlichen Zeitabschnitten vorherrscht. Da sich der Autor ausdrücklich auf den Bereich der Künste und Wissenschaften konzentriert, breitet er aus, welche Etikettierungen in den einzelnen Disziplinen im konfessionellen Zeitalter gängig sind, nämlich Renaissance/Spätrenaissance, Humanismus/Späthumanismus, Manierismus und Barock. Er verweist auf die größere Bedeutung, die der Epochenbegriff Späthumanismus in der jüngeren Vergangenheit gewonnen hat, schließt sich dann aber Peter Burke an, der in seinem Werk »Die europäische Renaissance« die Zeit zwischen 1530 und 1630 als Spätrenaissance bezeichnet. Welche Merkmale, Normen, gesellschaftlichen Strukturen und relevante Ereignisse außer den Anfangs- und Endpunkten Reformation und Dreißigjähriger Krieg diese Epoche konstituieren und von den vorausgehenden und nachfolgenden abgrenzen, wird nicht so recht deutlich. Zudem fehlt eine Überprüfung der Tragfähigkeit dieses Epochenbegriffs in der Auseinandersetzung mit den einzelnen Beiträgen, wenn schon in den Titeln der Begriff Späthumanismus ebenso häufig wie der der Spätrenaissance vorkommt. So steht die theoretische Einleitung etwas unverbunden neben den Abhandlungen. Im Vergleich mit vielen anderen Unternehmungen ist es dem Herausgeber aber gelungen, für ein große thematische, räumlich und zeitliche Geschlossenheit des Sammelbandes zu sorgen und Autoren zu gewinnen, deren fundierte Beiträge mit großem Gewinn zu studieren sind. Anregungen und Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen und Diskussionen bietet das Werk zudem zahlreiche. Noch dazu angesichts des sehr moderaten Preises kann der Band daher jedem empfohlen werden, der sich für die Spätrenaissance und die Kulturgeschichte Schwabens interessiert.

Helmut Gier

Sarah HADRY, Kartographie, Chorographie und Territorialverwaltung um 1600. Die Pfalz-Neuburgische Landesaufnahme (1579/84–1604) (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 32) München 2020, XII + 204 S., 12 Abb., ISBN 978-3-7696-6662-5, € 39.

Lange bevor seit den 1980er-Jahren der »iconic turn« auch die deutschsprachige Geschichtsschreibung zu beeinflussen begann, konnte sich die Kartographie als ein interdisziplinäres, überwiegend jedoch bis heute geowissenschaftlich erforschtes Fach etablieren. In Stadt- und Staatsarchiven wurden aus praktischen und konservatorischen Gründen oft bereits im 19. Jahrhundert umfangreiche Kartensammlungen als Selekt angelegt. Sie bildeten für die historische und geowissenschaftliche Forschung zwar eine reiche Quellengrundlage, doch ging der Entstehungskontext bisweilen verloren. Für die in bayerischen Staatsarchiven liegenden Reichskammerprozesse wurde beispielsweise in den letzten Jahrzehnten der Kontext von Plan, Karte und Aktenführung mustergültig wiederhergestellt. Sarah Hadry beschäftigte sich nun vor diesem Hintergrund mit den seit der Renaissance entstandenen sogenannten Landesaufnahmen. Exemplarisch legte sie eine innovative Bilanz für das als Folge des Landshuter Erbfolgekriegs mit dem Kölner Schiedsspruch 1505 entstandene Fürstentum Pfalz-Neuburg (»Junge Pfalz«) vor.

Für die Regierungszeit des in Zweibrücken geborenen Pfalzgrafen Philipp Ludwig (1547–1612, reg. seit 1569), der 1577 die für die Konfessionsentwicklung wichtige Konkor-

dienformel und 1580 das Konkordienbuch unterzeichnete, liegen diese illustrierten Quellen als Kombination von Karten und narrativer Beschreibung zahlreich vor. Gelegentlich wurden diese Aufnahmen durch Tabellen erweitert. Der Oberpfälzer Pfarrer Christoph Vogel (1554–1608) – Verfasser vieler Landesaufnahmen – bezeichnete sie mit Blick auf die Texte als *Descriptions*. Der zeitgenössische Begriff trug wie gesagt der Tatsache Rechnung, dass sich das Genre der Landesaufnahmen aus der typischen Kombination von Text, Tabelle und Karte entwickelte. Für die Junge Pfalz sind 23 Karten zu 30 innerterritorialen Amtsbezirken und eine Zusatzkarte zum Nordgau überliefert (S. 5). Sarah Hadry ordnete deshalb in deutlicher Kritik zu Peter Wiegands Studie (*Die kursächsische Landesaufnahme des 16. Jahrhunderts als Herrschaftsinstrument und Repräsentationsmedium*, in: Ingrid BAUMGÄRTNER [Hg.], *Fürstliche Koordinaten. Landesvermessung und Herrschaftsvisualisierung um 1600* [Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 46] Dresden 2014, S. 107–146) die Landesaufnahme im »Medienverbund« nicht nur der Kartographie oder der Landesgeschichte, sondern – abgeleitet vom altgriechischen *chóra/χώρα* = Landstrich, Gegend, Boden, Region – auch der geowissenschaftlichen Chorographie zu. Letztere will Kultur- und Sozialräume möglichst genau beschreiben. Der Stellenwert liegt auf den Details, die der Kartograph mit Blick auf das Große und Ganze gerne vernachlässigte. Wünschenswert wäre hier gewesen, das zu knapp gehaltene Kapitel »Was sind Landesaufnahmen?« (S. 15–17) in den breiten Diskurs um politische Räume vor, mit und nach dem »spatial turn« einzuordnen und die Komparatistik der offenbar in zahlreichen anderen Reichsterritorien überlieferten Landesaufnahmen stärker zu betonen. Dann wären Argumente gegen die Einzigartigkeit (S. 14) von Inselforschungen zu Landesaufnahmen und für die Einordnung der Quelle im »Medienverbund« noch überzeugender ausgefallen.

Die Beschäftigung mit historischen Karten und Plänen war in der Forschung des 21. Jahrhunderts ein Schritt, der das farbige Medium nicht zum Beiwerk, sondern zum Hauptwerk kürte. Hier ist im Jahr 2002 mit Daniel Schlögl's »Der planvolle Staat« für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts Pionierarbeit geleistet worden, die neben den besser erforschten Druckwerken europäischer Kartengeschichte auch das weite Feld der behördlichen Kartographie einbezog. Gerhard Leidel bezeichnete sie, im Gegensatz zur bibliothekarischen Überlieferung, als »archivische« Kartographie und hat hier für die zentralen Bestände des Bayerischen Hauptstaatsarchivs mannigfache Verwendungsmöglichkeiten in Forschung, Erschließung und Darstellung aufgezeigt. Eberhard Merk verzeichnet im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv die Karten und Pläne eines oberschwäbischen Stifts – die der Prämonstratenser von Weißenau. Und die Suche nach Kartographie gestützter Historie ist auch in Regionalarchiven angesagt. Peter Fleischmann und Richard Winkler erschlossen für die handgezeichneten Karten des Alten Reiches die reichen Bestände zweier fränkischer Staatsarchive. Für einzelne Stadtarchive liegen ebenfalls erste Bewertungen vor. Für Polen ist vor allem auf die Forschungen von Marek Słoń (Instytut Historii PAN, Warszawa) zu verweisen. Die Historische Atlasforschung am Tadeusz Manteuffel Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften steht in einer langen Tradition, um eine kartographisch umfassende Darstellung des Siedlungsnetzes und der räumlichen Strukturen des Staats und der Kirche im 16. Jahrhundert als grundlegendes Instrument historischer Forschung umzusetzen. Seit den 1960er-Jahren hat das Landesprojekt klare Editions- und Erschließungsregeln. Die Informationen aus der älteren Landaufnahme sind dabei für die Erstellung moderner interaktiver GIS-Karten und Datenbanken unverzichtbar.

In der landeshistorischen Forschung zu Pfalz-Neuburg spielte die Landesaufnahme bisher »so gut wie keine Rolle« (S. 13), für die Wissenschaftsgeschichte darf die von Sarah Hadry rezipierte Arbeit von Susanne Friedrich (*Zu nothdürfftiger Information. Herrschaftlich veranlasste Landesverfassungen des 16. und 17. Jahrhunderts im Alten Reich*, in: DIES./Arndt BRENDEKE/Markus FRIEDRICH [Hg.], *Informationen in der Frühen Neuzeit* [Pluralisierung & Autorität 16] Münster 2008, S. 301–334) als Pionierstudie gelten. Zweifelsohne lag damit für

die Neuburger Landesaufnahme ein Forschungsdesiderat vor. Man ist deshalb verwundert, dass die hilfreichen Transkriptionen der 19 Amtsbeschreibungen aus der Feder des Pfarrers Christoph Vogel von Günter Frank und Georg Paulus in einem wiederum zu knappen Einleitungsabschnitt zur »Heimatsforschung« allenfalls beiläufig in den Fußnoten abgehandelt wurden. Sicher ist diese Transkription, die nach Sarah Hadry »von sehr viel Fleiß« zeugt und der man gönnerhaft einen »schnellen Zugriff« auf das Quellenmaterial bescheinigte, nicht fehlerfrei und man vermisst die kritische Kommentierung. Ein sorgfältiger Umgang mit den Ergebnissen der Orts- und Heimatforschung ist dennoch unverzichtbar.

In der Summe ist es das große Verdienst vorliegender Arbeit, die in der renommierten Studienreihe zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte aufgenommen wurde, die Pfalz-Neuburger Landesaufnahme – sie setzte 1579/84 ein – in den Kontext eines europaweiten Quellenphänomens als illustrierte und durch regionale Augenscheinkenntnis verifizierte Verwaltungsschriften eingeordnet zu haben. Hier liegen die Anschlussstellen zur internationalen, insbesondere zur ost- und westeuropäischen Quellenforschung. Die Junge Pfalz stand im Zivilisationsprozess auf Augenhöhe mit den großen Fürstentümern des Ancien Régime, die sich im 16. Jahrhundert der neuartigen – das wäre noch zu hinterfragen – Landaufnahme bedienten. Ratlos bleibt der Leser bei der Quelleneinordnung der Jahrzehnte von 1520 bis 1570 zurück mit der Frage, ob es zuvor und danach nicht ähnliche Kanzleischriften der Sache nachgab. Ausgesprochen positiv wirken am Ende wiederum der Quellen- (S. 112–169) und der Abbildungsteil (S. 171–186). Über die Auswahlkriterien des Quellschnitts mag man trefflich streiten, wenn die Verfasserin erklärt, sie folgte dem Wunsch »O-Töne zu den wichtigsten Etappen und Protagonisten der Pfalz-Neuburger Landesaufnahme« (S. 112) vorzustellen. Die sorgfältig edierten Quellen belegen aber die administrativen Netzwerke bei der Entstehung der Landesaufnahme. Kooperation und nicht verschwiegene Separation war in Europa angesagt, wenn »Maler« im Auftrag der Herrschaft ans Werk gingen. Im Juli 1591 richtete der Ulmer Kartograph (»Landtafelmaler«) Philipp Rehle, der die Aufnahme des pfalz-neuburgischen Landgerichts in Graispach (Lkr. Donau-Ries) vorgenommen hatte, an Pfalzgraf Philipp Ludwig eine aufschlussreiche Bitte. Vom Neuburger Kanzleiregistrator Paul Rabus sei ihm gestattet worden, dass *ich die uber daß landgericht Graispach gefertigte mappa allhie [in Neuburg] lassen, mich wieder nacher hauff [Ulm] begeben unnd daß mür selbige ehists von hinauß zur anderwerts verfertigung wider zuegeschickht werden solle* (S. 128).

Wolfgang Wüst

Gerhard SEIBOLD (Bearb.), Stammbücher aus Schwaben, Alt-Bayern und der Oberpfalz. Fünf kommentierte Editionen (Documenta Augustana 29) Augsburg 2017, 110 S., Bildl. 116 S., ISBN 978-3-95786-132-0, € 29.

Zu den besonders aufschlussreichen, auf Personen bezogenen Quellen gehört eine Gattung von oft klein- und querformatigen Büchern, die unter dem Begriff »Stammbücher« oder als »Alba amicorum« zusammengefasst wird. Seit der Reformationszeit, zunächst an der Universität Wittenberg nachgewiesen, gab es bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts Bücher, für die Studenten berühmte Professoren um Einträge ersuchten. Später wurde es üblich, Studienfreunde, Freunde, Gäste oder Zufallsbekanntschaften darum zu bitten. Gerade aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind viele Beispiele bekannt, dass ein solches Stammbuch zahlreiche Einträge enthalten kann, die aus dem familiären oder beruflichen Umfeld des Besitzers stammen und sonst nur schwer erreichbare genealogische und sozialgeschichtlich relevante Angaben überliefern. Die Gattung des jeweiligen Eintrags war nicht festgelegt: Manche der Eintragenden zitierten oder formulierten Texte poetischen, religiösen, manchmal morali-

sehen, manchmal satirischen Inhalts. Andere zeichneten oder malten allegorische oder heraldische Bildmotive. Aufgrund der Notate zu den Personen, die nicht selten später vom Besitzer ergänzt wurden, sind die Stammbücher eine wichtige historische und kulturhistorische Quellengattung, wegen der oft anspruchsvollen Bilder auch eine kunsthistorische Quelle von hohem Rang. Dies gilt vor allem dann, wenn ein solches Stammbuch in einem entsprechenden Umfeld, auf Anregung eines Kunstagenten oder Künstlers, entstanden war. Auch dafür sind Beispiele aus Augsburg bekannt, wo der Kunsthändler und Diplomat Philipp Hainhofer in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Künstler, Kunden und Vertragspartner um entsprechende Einträge anging. Seine vier Stammbücher wurden 2014 in einer umfangreich kommentierten Edition ausgewertet und vorgestellt (Gerhard SEIBOLD, Hainhofers »Freunde«. Das geschäftliche und private Beziehungsnetzwerk eines Augsburger Kunsthändlers und politischen Agenten in der Zeit vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel seiner Stammbücher, Regensburg 2014). Ein Beispiel solcher Bildeinträge ist von einem der bedeutendsten Augsburger Künstler erhalten geblieben (Sibylle APPUHN-RADTKE, *Inter nos!* Johann Esaias Nilson [1721–1788] und seine Freunde im Spiegel eines Stammbuchblattes, in: John R. PAAS [Hg.], Augsburg, die Bilderfabrik Europas. Essays zur Augsburger Druckgraphik des Frühen Neuzeit [Schwäbische Geschichtsquellen und Forschungen 21] Augsburg 2001, S. 163–172) Es ist bekannt, dass gerade von Besitzern aus der Reichsstadt Augsburger zahlreiche Stammbücher in den Bibliotheken und Sammlungen von Weimar, Nürnberg oder Frankfurt am Main erhalten sind, einzelne aber auch u. a. in Stockholm.

Der Herausgeber des Hainhoferschen Stammbuchs, der Historiker Gerhard Seibold, stellt nun in einer 2017 erschienenen Publikation fünf weitere Fallbeispiele vor, zu denen neben dem Lindauer Patrizier und Handelsherrn Erasmus Furtenbach (gest. 1618), der in Augsburg tätige Arzt Octavian Ploß (1695–1751), der in Regensburg lebende Lindauer Kaufmann Johann Michael Stattmiller (1737–1775) und die von Angelika Kauffmann 1795 in London porträtierte Münchener Gastwirtstochter Maria Barbara Stürzer, verehelichte Edle von Dall'Armi (1775–1819), gehörten. Für die Kunstgeschichte am wichtigsten dürfte das Stammbuch des Augsburgers Gottlieb Christian Haid (1737–1815) sein, der aus einer weitverzweigten Augsburger Familie von Kupferstechern, Malern, Verlegern und Goldschmieden stammte und den größten Teil seines Lebens in Venedig verbrachte. Die Eintragungen in seinem Stammbuch stammen entweder von Augsburger Künstlern aus dem Zeitraum von 1756 und 1758 oder sind nach 1768 in Venedig ausgeführt wurden. Mit staunenswerter Akribie hat der Herausgeber Seibold umfassende Personendaten der Besitzer aus Archiven zusammengetragen und in Stammtafeln dargestellt. In ausführlichen Tabellen sind die Urheberinnen und Urheber der Einträge verzeichnet. Damit ist für die verschiedensten künftigen familien- und sozialgeschichtlichen Forschungen ein wichtiges Hilfsmittel bereitgestellt. Der umfangreiche Bildteil zeigt die Bildseiten der Stammbücher, die etwa im Fall Furtenbachs neben Wappen, biblischen und emblematischen Darstellungen auch kostümgeschichtlich besonders aussagekräftige Illustrationen zur Tracht vornehmer Mitglieder der zeitgenössischen Genueser Gesellschaft umfassen. Vor allem bei den Exemplaren für Haid und Stürzer überwiegen die künstlerisch anspruchsvollen Notate durch die Inskribierenden: bei Haid Johann Elias Haid, Anton Christoph Gignoux, Claude François Thiebaud (?), James Wyatt, Georg Leopold Hertel nach Johann Esaias Nilson, Maria Helena Eichlin, Emmanuel Eichel, Gabriel Jakob Hornerster; bei Stürzer J. M. Wunder, Wilhelm von Kobell, Angelika Kauffmann, Karl Graf Paumgarten, Friederike von Dittmer, C. Tylor. Man kann nur hoffen, dass auch andere Beispiele für die Gattung, die die verschiedensten »Netzwerke« zwischen dem 16. und frühen 19. Jahrhundert anschaulich werden lassen, in einer ebenso exemplarischen Weise bearbeitet werden.

Wolfgang Augustyn

Johannes MOOSDIELE-HITZLER, *Konfessionskultur – Pietismus – Erweckungsbewegung. Die Ritterherrschaft Bächingen zwischen »lutherischem Spanien« und »schwäbischem Rom«* (Arbeiten zur Kirchengeschichte Bayerns 99) Neustadt a.d. Aisch 2019, 778 S., 24 Abb., 3 Karten, ISBN 978-3-940803-18-4, € 76.

»Man muß diese Gemeinde sehen, um mit einemmale die volle Erklärung darüber zu erhalten, wie weit fanatische Ideen zu treiben vermögen« (S. 5). Mit diesem Zitat aus einem kommissarischen Bericht des Regierungsrats Ludwig Wirschingen nach einem Besuch in Bächingen am 18. August 1820 leitet Johannes Moosdiele-Hitzler seine umfangreiche Studie zum Pietismus in dem schwäbischen Ort an der Brenz ein. Die »volle Erklärung« der Frage, warum sich gerade die ehemalige Ritterschaft Bächingen, direkt an der Grenze zwischen Schwaben und Bayern gelegen, zu einem Zentrum der pietistischen Erweckungsbewegung entwickelte, bietet die vorliegende Studie. Seine Arbeit über Bächingen versteht der Autor dabei als »ein Bindeglied zwischen reichsritterlicher, württembergischer und bayerischer Kirchen- und Landesgeschichte« (S. 41). Gleichzeitig stellt die auch rein physisch umfangreiche Monographie einen Meilenstein der allgemeinen Erforschung des Pietismus und seiner historischen Kontexte dar. Dass Moosdiele-Hitzler diesen Anspruch an die eigene Arbeit vollständig einlösen kann, dazu tragen besonders drei Faktoren bei: der lange Untersuchungszeitraum, die Breite der Quellenbasis und die gut gehaltene Spannung zwischen Makro- und Mikrogeschichte.

Der Titel der vorliegenden Studie nennt drei Themenschwerpunkte, in die sich die Arbeit einordnen lässt, der Untertitel nimmt dazu mit der Fokussierung auf Bächingen, das zwischen dem lutherischen Württemberg und der katholischen Universitätsstadt Dillingen lag, eine räumliche Einordnung vor. Die zeitliche Begrenzung dagegen fällt für eine Promotionschrift ungewöhnlich aus. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt sicherlich im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, als Bächingen zunächst als Privatbesitz an Franziska von Württemberg und 1806 an das neue Königreich Bayern fiel. Jedoch beginnt der Autor seine Ausführungen zur Konfessionskultur – ein Begriff, den der Autor methodisch überzeugend reflektiert (S. 31–35) – innerhalb des geographischen Untersuchungsraumes bereits im 16. Jahrhundert. Die Studie folgt damit insgesamt einer klaren Chronologie der Entstehung des Pietismus. Mit der Sondersituation Bächingens als Ritterherrschaft begründet Moosdiele-Hitzler eine besondere Abhängigkeit von der Ortsobrigkeit, die auch zu einer Konfessionskultur *sui generis* geführt habe. Besondere Bedeutung erfährt dann die relativ kurze Phase, als die Ortschaft an Franziska von Hohenheim, die langjährige Mätresse und zweite Ehefrau Herzog Karl Eugens von Württemberg übergang, die Bächingen von 1790 bis 1811 regierte. Sie gilt als die prominenteste Pietistin ihrer Zeit und versuchte entsprechend, ihre klaren religiösen Ideale und Vorstellungen in ihrer Herrschaft auch umzusetzen. Die Nachwirkungen zeigen sich bis ins beginnende 20. Jahrhundert hinein, als etwa um 1900 einige Akteure der pietistischen Missionsbewegung aus der schwäbischen Kleinstadt hervorgingen. Die Konzeption, welche die klassische Epochenabgrenzung aus guten Gründen übergeht, mag man kritisieren können, sie belegt jedoch mehr als deutlich die Fruchtbarkeit eines epochenübergreifenden landeshistorischen Zugangs. Moosdiele-Hitzler kann so nämlich die weit verbreitete Definition des Pietismus als Epoche, die vom letzten Drittel des 17. bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts reicht, als ungenügend aufzeigen. Pietismus als historisches Phänomen muss sich vielmehr gerade in der für den schwäbischen Raum typischen Verknüpfung mit religiösen Erweckungsbewegungen späterer Jahre an der konkreten religiösen Praxis vor Ort, die sich nicht immer an die Epochen Grenzen der Geschichtswissenschaft hält, nachweisen lassen.

Das zweite Spezifikum stellt die breite Quellenbasis dar, auf der die Arbeit ruht. Die Profession als Archivar mag die Freude des Autors an der Arbeit mit einer Fülle an ungedruckten Quellen begünstigt haben und das Geschick erklären, auch in zunächst weniger relevanten Archiven und Institutionen, von denen der Autor insgesamt 21 für seine Recherche aufgesucht

hat, ergiebige Funde zu tätigen. Der Reichtum der Quellen bietet zunächst detaillierte und authentische Einblicke in die stark konfessionell geprägte Alltagskultur sowohl der dörflichen Bevölkerung als auch der durch Pfarrer und Ortsherren repräsentierten akademisch gebildeten Oberschicht. Besonders einfühlsam behandelt Moosdiele-Hitzler die Biographie der genannten Franziska von Hohenheim, die bisher in der Forschung den unterschiedlichen Deutungsparadigmen vergangener Historikergenerationen unterlag, zu rekonstruieren. Mit der Frage »Visionärin oder Träumerin?« (S. 437) gelingt es, Merkmale »pietistisch-kameralistischer Herrschaftspraxis« (S. 328) herauszuarbeiten, deren Rekonstruktion Mehrwert für die Kirchengeschichte als auch für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Schwabens besitzt. Die gut platzierten Statistiken tragen ihren Teil dazu bei. Ebenso hilfreich sind die Biographien der Pfarrer unter dem »Summepiskopat« (S. 367) der Herzogin, die als zentrale Akteure der popularpietistischen Bewegung identifiziert werden. Insgesamt neigt der Autor wohl auch wegen der Quellenfülle zu einer sehr ausführlichen Kontextualisierung seiner eigenen Argumentation, wenn er beispielsweise auf die naturräumlichen und territorialpolitischen Grundstrukturen Ostschwabens eingeht (S. 89–95). Hier und an einigen anderen Stellen hätte der Verweis auf weiterführende Literatur wohl genügt. Insgesamt jedoch kann die Dichte und Vielzahl der ausgewerteten Quellen – kaum eine der vielen hundert Seiten schließt der Autor, ohne Originalquellen sprechen zu lassen – als eine entscheidende Stärke der Arbeit bezeichnet werden.

Ein drittes Spezifikum der vorliegenden Studie stellt die gut gehaltene Spannung zwischen Makro- und Mikrogeschichte dar. Der Autor selbst betont »das Potential dieses historischen Ausnahmefalls für die Untersuchung übergeordneter Fragestellungen« (S. 139). Er gibt Einblick in die Entstehung einer pietistischen Gemeinde an einem konkreten Ort und reflektiert die Entwicklung deren konfessioneller Identität an einer konkreten Gruppe von historischen Akteuren. Moosdiele-Hitzler belässt es jedoch nicht dabei, sondern gibt in seiner abschließenden Zusammenfassung einen Ausblick auf »Übergeordnete Fragestellungen – Weiterungen« (S. 459), welche die »religiöse Biografie« Bäckingens verlassen. Die Arbeit behebt damit zwei unterschiedliche Desiderate, nämlich eine Studie zur Geschichte des Pietismus, für dessen Verständnis weitere Einzelstudien notwendig wären, sowie zur Reichsritterschaft, deren Erforschung oft an der Zugänglichkeit relevanter Archivmaterialien scheitert. Die religiös motivierten Auswanderungswellen nach Amerika im 18. und Russland im 19. Jahrhundert ermöglichen eine Einbettung der Arbeit in Diskurse der Migrations- und Globalgeschichte. In die vergleichende Landesgeschichte fügt sich die Arbeit durch die wechselnden Herrschaftsverhältnisse zwischen Ritterschaft, Württemberg und Bayern ein.

Der mehr als 150 Seiten umfassende Anhang der Arbeit erweist sich zum einen als umfangreiche Fundgrube verschiedener Arten von Quellen zu Bäckingen im Speziellen und zum Pietismus im Allgemeinen im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Zum anderen stellt sich hier die Frage, ob nicht eine separate – idealerweise digitale Publikation – dieser Fundgrube das Buch handlicher gestaltet und die Rezeption des Editionsteils erleichtert hätte. Ein qualitätvoller Abbildungsteil und ein Register schließen die Arbeit nach beinahe 800 Seiten. Insgesamt stellt die in den »Arbeiten zur Kirchengeschichte Bayerns« erschiene Promotionsschrift einen Meilenstein bei der Erforschung des südwestdeutschen Pietismus dar. Sie setzt nicht nur neue methodische Akzente für die Erforschung der Landesgeschichte und der Kirchengeschichte der Vormoderne, sondern wird sicherlich auch zahlreiche an der schwäbischen Regionalgeschichte interessierte Leserinnen und Leser erfreuen.

Markus Christopher Müller

Neueste Geschichte

Markus WESCHE (Bearb.), Zwei Bayern in Brasilien. Johann Baptist Spix und Carl Friedrich Philipp Martius auf Forschungsreise 1817 bis 1820. Eine andere Geschichte. Mit einer Edition der Reiseberichte an König Max I. Joseph von Bayern und weiteren Dokumenten zur Reise, München 2020, 448 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-96233-237-2, € 35.

Am 30. Oktober 1820 legte ein Schiff mit exotischer Ladung im Hafen von Triest an: fünf Affen, fünf Schildkröten, zahlreiche Vögel, insbesondere Papageien, dazu noch 87 verschiedene Pflanzen, die allerdings bei der Fahrt über den Atlantik stark gelitten hatten. Insgesamt stellten diese nur ein Bruchteil dessen dar, was der Botaniker Carl Friedrich Philipp Martius auf seiner Brasilienexpedition gesammelt hatte, nämlich rund 200.000 Pflanzenbelege von etwa 8.000 Arten. 1817 war Martius zusammen mit dem Zoologen Johann Baptist Spix nach Brasilien aufgebrochen. Rund 17 000 Kilometer legten sie dort bis 1820 zurück – von Rio de Janeiro aus tief ins Amazonasgebiet hinein. Ihre *literarische Reise*, wie eine wissenschaftliche Expedition damals in der Regel genannt wurde, war die erste und wohl bedeutendste von Bayern ausgehende Forschungsfahrt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Schon 1815 waren Pläne geschmiedet worden – das in weiten Landstrichen unentdeckte Brasilien galt schließlich damals als naturwissenschaftliches Eldorado. Zudem trat das Unternehmen von Spix und Martius in Konkurrenz zu anderen Vorhaben. Der bayerische König Max I. Joseph, der sich neue Stücke für seine naturkundlichen Sammlungen erhoffte, war die treibende Kraft. Die Vorgeschichte der Expedition umschatte ein rechtes Ränkespiel, so kam im Dezember 1816 der Auftrag zum Aufbruch auch relativ plötzlich. Rasch mussten passende Instrumente besorgt werden, so beim Augsburger Optiker Christoph Caspar Höschel; ein Arzneikoffer wurde zusammengestellt; gleiches galt für Landkarten und wissenschaftliche Literatur, wobei in fast allem Martius und Spix Neuland betreten. Ihre Schritte begleitete die Presse, darunter die von Cotta in Augsburg verlegte »Allgemeine Zeitung«.

Markus Wesche, Schüler des Mediävisten Horst Fuhrmann, hat nun ein Grundlagenwerk zur Expedition herausgegeben, das – im Grenzgürtel zwischen Wissenschafts- und Gelehrten-geschichte einer- und Quellenedition andererseits – zahlreiche kulturwissenschaftliche Schlaglichter auf die Unternehmung der beiden gebürtigen Franken Spix und Martius wirft. So bringt Wesche Kurzbiographien der zeitgenössischen brasilianischen Naturforscher – von Bonpland über Saint-Hilaire zu Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied, gibt ein Profil der Akademie der Wissenschaften, unter deren Aufsicht die Expedition stattfand, ordnet die ethnographischen Beschreibungen, die Martius vielfach aus nur wenigen Wochen Beobachtungen gewann, in den Zeitdiskurs ein, diskutiert die Verfasserfrage der »Reise in Brasilien« und vieles mehr. Spix und Martius setzten den Fuß bewusst auf jene weißen Flecken Südamerikas, die Alexander von Humboldts Reise zurückgelassen hatte. Ohnedies war das Verhältnis zwischen Martius und der überragenden naturwissenschaftlichen Gestalt Europas gespannt: Martius kritisierte an Humboldt einen zu allgemeinen methodischen Zugriff auf die Pflanzenwelt und einen Schreibstil, der letztlich der überwältigenden Kraft der Tropen nicht gerecht werde. Diese Kritik erneuerte Martius, der Spix um viele Jahre überlebte, in seinem Nachruf auf den 1859 gestorbenen Humboldt. So liegt ein besonderer Reiz von Wesches Buch in der parallelen Lektüre der von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Edition der Werke Humboldts.

Der anzuzeigende Band gliedert sich in sechs Kapitel: Auf eine kurze Einführung folgt die Darstellung der komplexen Vorgeschichte zur Expedition. Dritter und vierter Abschnitt gelten der systematischen Darstellung der Erlebnisse, Forschungen und Begegnungen in Brasilien. Hierbei werden ausführlich die Anschauungen kontextualisiert, welche die Forscher – die insgesamt der zeittypischen Leitidee einer hierarchischen und auf den Menschen

hin orientierten Verflechtung aller Naturerscheinungen folgten – den Indigenen entgegenbrachten. Martius sah in der wissenschaftlichen Beobachtung der Einheimischen vor allem die Möglichkeit, Aspekte zu Wesen und Ursprung der Menschheit herauszufinden. Schließlich wird die Reise im Vergleich zu den Forschungen Humboldts profiliert, ehe der sechste Abschnitt der Überlieferung der Berichte an König Max I. Joseph gilt, die Wesche in der darauffolgenden Edition ediert und mit Anmerkungen erschließt: zehn Berichte aus dem Zeitraum von 1817 bis 1821. Wesche hat seiner Darstellung umfangreiche Recherchen vor allem in Münchner Archiven zugrunde gelegt, die den bleibenden Wert des reich illustrierten Bandes ausmachen.

Als Spix und Martius Brasilien verließen, brach ein anderer dorthin auf: der Augsburger Künstler Johann Moritz Rugendas. Seine »Malerische Reise in Brasilien« erschien ab 1827, etwa gleichzeitig zu den Reiseberichten von Spix und Martius (1823, 1828, 1831), die sich beide übrigens in Aversion verbunden waren. Sie zusammen prägten wesentlich das Bild Brasiliens in Europa. Martius arbeitete fast bis zu seinem Tod 1868 an der Aufarbeitung der brasilianischen Entdeckungen. Die 40-bändige »Flora Brasiliensis« wurde die größte bislang erarbeitete Pflanzensammlung der Welt. Im heutigen Museum Fünf Kontinente fesseln die mitgebrachten Stücke noch immer die Aufmerksamkeit der Besucherinnen und Besucher. Rugendas' Bilder wiederum verbanden Genauigkeit mit Exotik und trafen auf einen interessierten Markt. Auch der Augsburger löste sich wie Martius vom Übervater Humboldt. Heutzutage genießen Spix, Martius und vor allem Rugendas in Südamerika eine höhere Reputation als in Bayern. Motive des Augsburgers zieren Tapetenmuster und Kaffeetassen jenseits des Atlantiks. Ein breites Quellencorpus mit Berichten, Tagebüchern, Briefen und auch einem Roman umgibt die Expedition von Spix und Martius. Diese wieder ins Bewusstsein gerückt zu haben, ist Verdienst des grundlegenden, durch ein Register zu erschließenden und schön aufgemachten Bands.

Christof Paulus

Dietmar SCHIERSNER (Red.), Regionale Katholizismen im 19. und 20. Jahrhundert (Rottenburger Jb. für Kirchengeschichte 38) Ostfildern 2020, 472 S., ISBN 978-3-7995-6388-8, € 29,80.

Das aktuelle Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte beleuchtet in seinem Themenschwerpunkt ein kaum bestelltes Feld und fragt nach kulturellen Eigenarten regionaler Katholizismen. Das Interesse gilt dem historisch-semantischen Zusammenhang von Region und Konfession, der Fokus soll konsequenterweise auf entsprechenden Repräsentationen und Praktiken liegen. So werden elf Regionalstudien versammelt, welche die Substrate eines rheinischen, westfälischen (münsterländischen), bayerischen, badischen, schwäbischen, böhmischen, (ober-)schlesischen und berlinerischen, zudem des Katholizismus in der DDR und in westdeutschen Einwanderergemeinden in Augenschein nehmen.

Die Aufsätze liefern oft naheliegende, in ihrer Zusammenschau gleichwohl erhellende Einsichten: Die Zuschreibungen regional definierter Katholizismen gehen über Klischeevorstellungen hinaus. Ihre Voraussetzungen liegen zum Teil in der Zeit vor 1800 (etwa durch unterschiedliche Adaptionen der von der »katholischen Aufklärung« ausgehenden Impulse), dennoch sind sie prinzipiell Produkte der Moderne und mitunter sogar erst für die Zeit nach 1945 einschlägig (z.B. in Böhmen und im Rheinland). Ihre Genese ist eng mit Fremdwahrnehmung, z.B. durch Reisende, aber auch diözesanem »Marketing« sowie den Einflüssen von regionalen Eliten, etwa dem Adel, verbunden. Sie stehen in direktem Zusammenhang mit Nationalisierungsprozessen (markant vor allem in Oberschlesien und Böhmen). Sie sind nicht von sozio-ökonomischen Problemlagen zu lösen und korrelieren

mit Abgrenzungsbedürfnissen – ob gegenüber anderen nationalen Gruppen, urbanen Zentren, der Hegemonie Roms oder zwischen katholischer Bevölkerung und protestantischer Obrigkeit. Vor diesem Hintergrund lassen sich etwa die angebliche Glaubensstrenge der oberschlesischen, die vermeintliche Laxheit der böhmischen oder rheinischen, die Geschlossenheit der westfälischen oder die besondere Mobilisierungsfähigkeit der schwäbisch-fränkischen Katholikinnen und Katholiken verständlich machen.

Die Validität der Befunde wird allerdings durch verschiedene Faktoren relativiert: zum einen durch unterschiedliche Untersuchungszeiträume. Eine weiterführende Vergleichsdimension kann kaum erreicht werden, wenn manche Untersuchung im Mittelalter beginnt und das deutsche Kaiserreich nur im Ausblick berücksichtigt, während andere Aufsätze mit ihren Betrachtungen erst nach 1945 einsetzen. Zum zweiten hätte die Auswahl der untersuchten Räume sorgfältiger begründet werden müssen. Mithin ist nur bedingt ein Mehrwert erkennbar, wenn die DDR unreflektiert neben die Region Baden und die Stadt Rottweil gestellt wird. Zum dritten nehmen fast alle Beiträgerinnen und Beiträger von theoretisch-methodischen Überlegungen inklusive einer Begründung ihrer Quellenauswahl Abstand; die in der Einleitung angekündigten »Repräsentationen und Praktiken« werden sehr unterschiedlich, kaum systematisch, bisweilen gar nicht behandelt. Manche Aufsätze interessieren sich weniger für Entstehung, Formen und Wirkungen von Zuschreibungen, sondern bieten in erster Linie einen Überblick über katholische Milieuentwicklung – gerne anhand der viel beforschten Katholikentage. Der Beitrag von Rainald BECKER betrachtet vornehmlich das Verhältnis zwischen bayerischem Staat und katholischem Kirchenvolk, Dietrich THRÄNHARDT und Jenni WINTERHAGEN stellen weitgehend enumerativ die Sozialstatistiken dreier katholischer Einwandererkulturen (aus Italien, Spanien und Kroatien) nebeneinander. Josef PILVOUSEKS Aufsatz erinnert eher an einen Handbuchartikel zum Katholizismus in Ostdeutschland. Zum vierten irritiert eine Herangehensweise an regionale Katholizismen, die deren Proprium sowohl fast ohne die Bestimmung klassischer Milieuindikatoren (Zahl der Kirchenbesuche, Sakramentenspendungen, Vereinsmitgliedschaften etc.) als auch erfahrungsgeschichtliche Perspektiven durch Ego-Dokumente bemessen will. Zum fünften hätten dem Band Blickverschiebungen gutgetan – sei es durch Aufsätze mit einem dezidiert vergleichenden, transregionalen oder auch internationalen, den deutschen Sprachraum überschreitenden Ansatz.

So bietet das aktuelle Rottenburger Jahrbuch in seinem Themenschwerpunkt eine instruktive Fragestellung und größtenteils konzise und gut lesbare Beiträge (in dieser Hinsicht sei insbesondere der Aufsatz Nobert SCHLOSSMACHERS zum rheinischen Katholizismus hervorgehoben), die wertvolle Einsichten bieten und zugleich die Notwendigkeit weiterer Forschungen vor Augen führen.

Markus Raasch

Rafael SELIGMANN, Lauf, Ludwig, lauf! Eine Jugend zwischen Fußball und Synagoge, Stuttgart 2019, 320 S., ISBN 978-3-7844-3466-7, € 24.

Der historische Roman des bekannten Journalisten und Romanautors Rafael Seligmann (Jahrgang 1947) führt mitten hinein in die jüngere Geschichte Schwabens. Schauplätze sind Stuttgart, Ulm, Augsburg, vor allem aber Ichenhausen im Landkreis Günzburg, das vor 1933 als das »schwäbische Jerusalem« galt. Die dortige Synagoge wird vom Erzähler, Ludwig Seligmann (1907–1975), dem tatsächlich in Ichenhausen aufgewachsenen und auf Photographien vorgestellten Vater des Autors, wiederholt besonders wegen ihres prächtigen Sternenhimmels beschworen (S. 15 f.): »Himmel! Die Decke der Synagoge war als blaues Firmament voller gelber Sterne gestaltet. Das Himmelszelt und die Sterne leuchteten zu

jeder Tageszeit in anderen Farben. Im Sommer schimmerte der Synagogenhimmel am Schabbatvormittag so hell, dass die Sterne verblassten – wie im Freien. An regnerischen Tagen nahm er die grünliche Farbe unserer Günst an. Jetzt am Abend war die Decke ins Zwielflicht getaucht. Die Helle der Kerzen und des elektrischen Lichts ließen das blaue Zelt dunkel erscheinen, während die Deckensterne blinkten. Der Zauber unseres Synagogenhimmels blieb mein Leben lang ungebrochen.« Darüber hinaus beschreibt der Erzähler Ludwig anschaulich wie eindringlich die Synagogengottesdienste im Jahreslauf, wobei diesbezügliche Begriffe wie »Bima« oder »Chasan« im Glossar (S. 332 f.) erklärt werden. So weiß der Leser nach der Lektüre des historischen Romans eine Menge über den Alltag der Ichenhausener Bürger jüdischen Glaubens im frühen 20. Jahrhundert – bis zur Vertreibung und Vernichtung der Gemeinde ab 1933.

Aber der glänzend erzählte Roman bietet weit mehr als ebenso zuverlässige wie packend vermittelte Geschichtsschreibung. Der Roman ist eine auch als Schullektüre geeignete, überaus empfehlenswerte und mitreißend erzählte coming-of-age-Geschichte. Denn der Erzähler Ludwig Seligmann alias Wiggerl, auch Ludl genannt, entwickelt sich vom Knaben zum jungen Erwachsenen, der sich in der Schule, als Lehrling und auf dem Fußballplatz nicht zuletzt bei seinen christlichen Freunden und Vereinskameraden Respekt verschafft. Seine ersten Verliebtheiten und spätere mitunter verwickelten Beziehungen werden sensibel geschildert. Der fußballerisch wie intellektuell begabte Ludwig – schon der wittelsbachische Name bezeugt die selbstverständliche Beheimatung der Ichenhausener jüdischen Glaubens im Königreich Bayern noch im frühen 20. Jahrhundert – besucht zunächst das Gymnasium, das er aber aus wirtschaftlicher Not der Familie wieder verlassen muss, um Kaufmann zu werden und die Familie zu ernähren. Der Vater kam nämlich traumatisiert aus dem Ersten Weltkrieg zurück und hat all seine frühere Tatkraft als selbständiger Geschäftsmann eingebüßt. Daher müssen Ludwig und sein älterer Bruder Heinrich das Familiengeschäft übernehmen und sich als Vertreter für Textilien verdingen. Während dies in den sogenannten Goldenen Zwanzigern gut gelingt, wird die wirtschaftliche Lage in der Weltwirtschaftskrise immer schwieriger, wobei die Seligmanns mit wechselndem Erfolg sich der konjunkturellen Großwetterlage anpassen. Insofern stellt »Lauf, Ludwig, lauf!« auch einen Kaufmannsroman dar, nicht unähnlich den »Buddenbrooks« von Thomas Mann. Der dort porträtierte »Verfall einer Familie« korrespondiert mit der kontinuierlichen Verschlechterung der Lebensumstände bei den Seligmanns. Während Ludwigs Vater im Dezember 1914 noch durchaus stolz als »Feldwebelleutnant« zum Fronturlaub am Günstburger Bahnhof anlangt, von wo er von Frau und Kindern samt Hausdiener als angesehener Bürger nach Ichenhausen kutschiert wird, verdüstert sich schon während des Großen Krieges die Lage, als eine Zählung der jüdischen Kriegsteilnehmer an allen Fronten einsetzt, um die vermeintlichen jüdischen Drückeberger zu entlarven, wobei sie im Gegenteil beim Ergebnis der Zählung glänzend rehabilitiert wurden. Nach 1918 nehmen dann die Anfeindungen gegen die jüdische Bevölkerung erheblich zu und ab 1933 brechen alle Schleusen, so dass der katholische Ichenhausener Prälat Sinsheimer die eindringliche Mahnung ausspricht (S. 322): »Lauf, Ludwig! Lauf weg, so schnell und weit, wie du kannst! Wer das Kreuz verachtet und die Juden hasst, ist des Teufels.« Wie ein roter Faden durchzieht der Titel in wörtlichen Reden den Roman, in dem wiederholt die Zuschauer den herausragenden Stürmer des Ichenhausener Fußballvereins anfeuern: »Lauf, Ludwig, lauf!« – oder mehr in der Mundart: »Lauf, Wiggerl, lauf!« Nicht von ungefähr klingt hier das in den USA durchaus sprichwörtlich gewordene »Run, Forrest, run!« an. Denn auch Forrest Gump durchläuft die Geschichte seines Landes. Und während Forrest Gump im Wesentlichen die Präsidentschaften von Kennedy, Johnson und Nixon im wahrsten Sinne des Wortes laufend erlebt, tut dies Ludwig Seligmann für das schwäbische Ichenhausen von der Monarchie über die Räterepublik zur Weimarer Republik bis hin zur »Machtergreifung« 1933, nicht zuletzt als Pfeilschneller, laufstarker sowie

treffsicherer Fußballer und Torschütze. Darüber hinaus trifft der vielseitig begabte Ludwig nicht nur die Tore, sondern auch die Töne im eindrücklich geschilderten Synagogengesang wie im eher geselligen Gesangsverein.

Es zeigt sich im Romanganzen ein sehr differenziertes Bild vom Alltag der Ichenhausener mit jüdischer Konfession, und auch das Judentum vor 1933 wird sehr differenziert in breitem Spektrum zwischen Orthodoxie und Zionismus vorgestellt. Da der Romanautor Rafael Seligmann offenbar an der Fortsetzung arbeitet, könnten sich die Seligmanns tatsächlich zu den »Buddenbrooks« von Ichenhausen entwickeln, die wie bei Thomas Mann zu Repräsentanten ihrer jeweiligen Epoche werden. Und wie Lübeck bei Thomas Mann doch für mehr steht als nur die Hansestadt, so steht Ichenhausen bei Rafael Seligmann, der im übrigen glänzend und kurzweilig erzählt, für mehr als die kleine Stadt im bayerischen Schwaben, zumindest für das blühende Judentum in Medinat Schwaben, das seit der Frühen Neuzeit vor allem in Vorderösterreich erblühen konnte, darüber hinaus aber für eine um 1900 gefestigte christlich-jüdische Mitbürgerschaft, welche jedoch schon ab 1914 zunehmend in die Ausgrenzung der Juden mündete. Und in der Tat hat der Roman ganz Bayern im Blick, wenn etwa episodisch geschildert wird, wie die Drangsalierungen gegen Juden in protestantischen Gegenden (Frankens) früher und brutaler einsetzten als in katholischen Gebieten (Schwabens), was sich bekanntlich in den Wahlergebnissen für die NSDAP bis 1933 spiegelt. Und so wird Ludwig als junger Kaufmann im fränkischen Ansbach von der SA brutal misshandelt. Bei all den zutreffend geschilderten historischen Sachverhalten hört man keineswegs das trockene Papier der Quellen rascheln, sondern der Leser folgt nur allzu gebannt Ludwigs Lebenslauf. Dem packenden Roman ist daher (nicht nur in Schwaben) eine große Leserschaft zu wünschen.

Klaus Wolf

Epochenübergreifend

Anna-Maria GRILLMAIER, *Fleisch für die Stadt. Ochsenimporte nach Augsburg und Schwaben im 15. und 16. Jahrhundert* (Studien zur Geschichte des bayerischen Schwaben 44) Augsburg 2018, 556 S., 11 Karten, 40 Tab., ISBN 978-3-95786-163-4, € 32,80.

Vier Punkte machen dieses Buch zu einer lehrreichen und kurzweiligen Lektüre:

1. Die Studie ist ein anschauliches Beispiel für den Wert von Quellen zur Zollerhebung für die mittelalterliche und frühneuzeitliche Wirtschaftsgeschichte vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Dabei wurden von der historischen Forschung häufig die Wirtschaftspolitik und die Einnahmen von Fürsten, Kirchen und Städten sowie die interregionalen Warenströme untersucht. Wie im 21. Jahrhundert war die Einrichtung von Zollstätten ein Mittel der Wirtschafts- und Außenpolitik, das zu Spannungen und Rechtsstreitigkeiten führen konnte. In den letzten Jahrzehnten rückten bei der Auswertung von Zollregistern und ähnlichen Quellen zudem die Nachfrage nach bestimmten Warengruppen sowie das Konsumverhalten in Städten und Regionen in den Vordergrund. Diesem Trend folgt die Autorin mit ihrer umfassenden Studie der Ochsenimporte nach Augsburg und Schwaben im 15. und 16. Jahrhundert. Ihre Quellenbasis bilden in erster Linie die Zollregister der bayerischen Ämterrechnungen im Bayerischen Hauptstaatsarchiv sowie Ratsprotokolle schwäbischer Städte. Die wichtigsten Zollstellen für die Einfuhr ungarischer Ochsen nach Schwaben waren Aibling, Neustadt an der Donau, Pfaffenhofen an der Ilm, wobei die Register nicht lückenlos vorliegen und von unterschiedlicher Aussagekraft sind – eine klassische Herausforderung für die Auswertung vormoderner Quellen zur Zollgeschichte.

2. Die Versorgung mit Ochsenfleisch und der Fleischkonsum gehören zum boomenden Forschungsfeld der Ernährungsgeschichte. Qualität, Quantität und Zusammensetzung der Nahrung im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit wurden in den letzten Jahrzehnten aus unterschiedlichen Perspektiven untersucht. Dabei ging es etwa um die Essgewohnheiten unterschiedlicher Schichten, um Hungerkrisen und Unterversorgung oder die Auswirkungen des kirchlichen Kalenders auf die Ernährung. Für das späte Mittelalter nach 1348 wird in der älteren Forschung aufgrund der gesunkenen Bevölkerungszahlen von einem hohen Fleischkonsum ausgegangen. Die Auswertung der Ochsenimporte nach Schwaben führt zu Erkenntnissen, die die bisherige Forschung bestätigen und weiter präzisieren. So ermittelt die Autorin exemplarisch für das Jahr 1550 einen Import von rund 12.000 Rindereinheiten, v.a. Ochsen, nach Augsburg. Bei einem geschätzten Schlachtgewicht von 200 kg pro Ochsen mit 25 % Knochenanteil und bei einer Bevölkerung Augsburgs von 40–45.000 Einwohnern ergibt sich ein jährlicher Durchschnittsverbrauch pro Kopf von circa 50 kg. Geht man davon aus, dass Rindfleisch zwei Drittel des gesamten Fleischkonsums ausmachte, so erreicht der gesamte Fleischkonsum eine durchschnittliche Höhe von 75 kg. Dies liegt knapp oberhalb der allgemeinen Schätzungen des Fleischkonsums im 16. Jahrhundert auf 30–65 kg. Wie sehr der Fleischkonsum jedoch von finanziellen Möglichkeiten und der sozialen Stellung abhing, zeigen die Ochsenimporte an den Hof des Herzogs von Württemberg. Demnach verzehrte der circa 340 Personen umfassende Hof in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts pro Kopf durchschnittlich 120–150 kg Rinderfleisch. Der Gesamtfleischkonsum lag pro Kopf entsprechend bei circa 200 kg. Diese Korrelation dreht sich übrigens Ende des 20. Jahrhunderts um, denn erstmals in der Geschichte konsumiert heute die Oberschicht durchschnittlich weniger Fleisch als die Unterschicht. Der gegenwärtige jährliche Durchschnittsverbrauch liegt bei circa 60 kg.

3. Die Zollregister und andere Quellen machen es möglich, den Ochsenimport von Ungarn nach Schwaben in vielerlei Hinsicht anschaulich zu rekonstruieren. Behandelt werden von der Autorin die Akteure und Organisation (Händler und Metzgergesellschaften), die Finanzierung (Handelshäuser, Kommunen, Händlerdynastien), der Ochsentrieb (Organisation, Routen, Kosten, Weide- und Mastplätze) sowie die administrativen Maßnahmen in Ausnahmesituationen wie Reichstage und temporärer Fleischmangel. Die Studie lässt den Leser den Ochsentrieb quasi miterleben und leistet zugleich einen Beitrag zur Ausdifferenzierung der öffentlichen Verwaltung in der frühen Neuzeit. Unter anderem lernt der Leser die Entwicklung der Fleischtaxe für Rind- und Ochsenfleisch kennen, die von einem Gremium aus Mitgliedern des Rates und der Metzgerzunft festgesetzt wurde und in etwa den Getreidepreisen folgte. Der Preis für das Pfund Rindfleisch stieg im 15. Jahrhundert von 2,5 auf 3 Pfennige und im 16. Jahrhundert von 3 auf 8 Pfennige. Die Erhöhung um beinahe das Dreifache entspricht dem europaweit zu beobachtendem Anstieg des allgemeinen Preisniveaus im Rahmen der sogenannten Preisrevolution des 16. Jahrhunderts. Dabei sollte man allerdings nicht vergessen, dass dies einer jährlichen Inflationsrate von unter 1,5 % entspricht. Allerdings führte die Preiserhöhung für die Empfänger stagnierender Löhne zu einem Kaufkraftverlust (und zu weniger Fleischkonsum).

4. Die Studie überzeugt zuletzt durch eine gelungene Kombination von breiter empirischer Quellenschließung und anschaulicher Darstellung einer wichtigen Forschungsfrage. Damit zeigt die Autorin den Wert wirtschaftshistorischer Spezialstudien für allgemeine historische Fragen und gegenwartsrelevante Diskussionen.

Thomas Ertl

LANDKREIS AICHACH-FRIEDBERG (Hg.), *Altbayern in Schwaben. Jahrbuch für Geschichte und Kultur* 2019, 262 S., 136 Abb., 22 Karten, ISBN 978-3-9813801-7-0, € 15,90.

Dreizehn Beiträge vereint der neueste Band von »Altbayern in Schwaben«. Mit ihren verschiedenen Themen stehen sie für die historische und kulturelle Vielfalt des Landkreises Aichach-Friedberg. Heterogen wie die Autoren selbst ist auch deren Herangehensweise an die jeweiligen Themen. Durch eine homogene Aufbereitung des Bands gelingt es dem Redaktionsteam, die Reihe der einzelnen Aufsätze zu einem in sich runden Gesamtwerk zu vereinen. Lobend zu erwähnen ist auch die überaus qualitätvolle Aufmachung. Beeindruckend sind die zahlreichen überwiegend farbigen Abbildungen von ausnahmslos guter Qualität.

Der zeitliche Bogen, den das Jahrbuch 2019 spannt, erstreckt sich von der Vorgeschichte bis in die Gegenwart. An seinem Beginn steht ein Beitrag Michael SCHMIDBERGERS (»Überraschungen der Vorgeschichte in Schiltbergs Norden. Xanderberg und Rapperzeller Bach«, S. 9–29), in dem der Autor nicht nur neue Erkenntnisse präsentiert, sondern gleichzeitig auf das Verschwinden der archäologischen Spuren durch aktuelle Bautätigkeiten hinweist. Ihm schließt sich ein Aufsatz von Helmut RISCHERT (»Burgstall, Schloss und Hofmark Rapperzell und ihre Besitzer«, S. 30–56) an, der eine ausführliche Beschreibung eines Adelssitzes im Landkreis vorlegt. Der ehemalige Archivar, Kreisarchivpfleger (von 1973 bis 2019) und Burgenforscher Rischert hat rund ein Dutzend solcher Sitze im Landkreis bearbeitet und damit wichtige ortsgeschichtliche Grundlagen geschaffen. Seine gründlich recherchierten Beiträge bildeten einen festen Bestandteil des Jahrbuchs »Altbayern in Schwaben«. Sie werden in Zukunft fehlen; Helmut Rischert verstarb im November 2019.

Der Beitrag Anna-Maria GRILLMAIERS (»Auf dem Weg nach Augsburg durchs Aichacher und Friedberger Land. Der Import ungarischer Ochsen im 16. Jahrhundert«, S. 57–75) beleuchtet lokale Aspekte eines europäischen Themas und zeigt, welche Bedeutung das westliche Altbayern auch während der Frühen Neuzeit für Augsburg hatte. Zwischen den beiden Aufsätzen von Angela BONHAG (»Neues zur Meringer Luidl-Forschung«, S. 76–90) und Rainer ROOS (»Bier und ehemalige Brauereien im Wallfahrtsmarkt Inchenhofen«, S. 125–158) steht die Arbeit von Julian SCHMIDT (»Katholischer Klerus und barocke Blüte«, S. 91–124), deren Untertitel »Untersuchungen zu den kirchlichen Strukturen des Barock in den Landkapiteln »Bayermünching« (= Merching), Friedberg, Aichach und Rain anhand des Augsburger Diözesanschematismus von 1762« ein eher trockenes Thema vermuten lässt. Dem Autor gelingt es jedoch, aus den Daten eines statistischen Kompendiums ein überaus lebendiges Bild zu extrahieren. Er erstellt damit ein z.T. überraschendes Soziogramm der Geistlichkeit im genannten Untersuchungsraum. Mit seiner Analyse hat Julian Schmidt eine wichtige Grundlage geschaffen, um die meist lokalgeschichtlich genutzten Daten des Schematismus von 1762 besser einordnen zu können.

Wie bereichernd in einem solchen Jahrbuch Autoren sind, die aus anderen Fachbereichen kommen, zeigt sich beim technikgeschichtlichen Beitrag Georg Johann FELBERS (»Als es Licht wurde. Das Elektrizitätswerk Aichach«, S. 159–187), der akribisch die Elektrifizierung der Stadt Aichach im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts nachzeichnet. Verdienstvoll und für ein Jahrbuch wichtig, das die Geschichte im Landkreis in allen Facetten aufgreift, sind Beiträge, die sich auf lokaler Ebene mit der NS-Zeit auseinandersetzen. Entsprechende Aufsätze kommen diesmal aus der Feder von Wilhelm LIEBHART (»Christus! – Nicht Hitler«, S. 188–192) und Angelika PILZ (»Der Kreistag der NSDAP in Aichach 1938«, S. 193–208). Liebhart zeichnet »eine politische Anekdote aus dem freiherrlichen Hause von Beck-Peccoz 1936« (so der Untertitel) als Beispiel für Resistenz im Alltag nach. Angelika Pilz hingegen widmet sich in ihrem Beitrag den Kreistagen der NSDAP. Diese »Reichsparteitage im Kleinformat« (S. 193) waren ein Alleinstellungsmerkmal des NSDAP-Gaus München-Oberbayern. Vom 1938 in Aichach abgehaltenen Kreistag existiert ein rund 25-minütiger Film, der das Großereignis dokumentiert. Er belegt, wie schnell es der NSDAP auch im katho-

lisch-konservativen Aichach gelungen war, das öffentliche Leben zu bestimmen. Einer Tradition der letzten Jahre folgen Gerda PATSCH-FESENMAYR und Gabriele GÜNTHER (»Der Heimatkundliche Kreis Dasing e.V.«, S. 228–238). Regelmäßig werden im Jahrbuch Vereine vorgestellt, die sich im Landkreis Aichach-Friedberg der Belange von Geschichte und Kultur annehmen. Neben der jeweiligen Vereinshistorie werden auch Ziele und Aktionen dieser Institutionen beschrieben. Zu den festen Bestandteilen von »Altbayern in Schwaben« gehören auch einzelne naturkundliche Beiträge. Wie schon in den letzten Jahren verfasste für den vorliegenden Band Gerhard MAYER (»Schwalben im Wittelsbacher Land«, S. 239–248) einen beeindruckend bebilderten und auch für Historiker angenehm leicht zu lesenden Aufsatz.

Ebenfalls seit einigen Jahren Usus sind Beiträge, die im Nachgang zu Vorträgen des Wittelsbacher Heimattags entstanden sind. 2018 stand die eintägige Veranstaltung unter dem Motto »Kulturlandschaft Wald«. Im Jahrbuch finden sich dazu Aufsätze von Elisabeth WEINBERGER (»Zur Geschichte des Waldes im Wittelsbacher Land«, S. 209–227) und Hans-Peter DIETRICH (»Der Höglwald bei Zillenbergl. Ein Kleinod der Waldforschung«, S. 249–259). Elisabeth Weinbergers »Blick auf die archivalische Überlieferung zur Forstgeschichte um Aichach und Friedberg« (Untertitel) bezieht sich auf die einschlägige Überlieferung in den staatlichen Archiven. Die Autorin schafft mit ihrem Quellenüberblick eine sehr gute Grundlage für alle, die weiter zur Geschichte des Walds im Landkreis Aichach-Friedberg forschen möchten. Der Beitrag Hans-Peter Dietrichs über den Höglwald bei Zillenbergl. beschreibt anschaulich die »Geburt eines bedeutenden bayerischen Waldforschungsstandortes in der Ära des Waldsterbens« (Untertitel). Der Autor greift einen wichtigen Aspekt der Umweltgeschichte auf und erläutert die internationale Bedeutung dieses Standorts seit den 1980er-Jahren. Zwar sind die Probleme des sauren Regens inzwischen Geschichte, angesichts der aktuellen Herausforderungen hat der Höglwald als Waldklimastation jedoch weiterhin eine herausgehobene Bedeutung für ein modernes Waldmonitoring.

In der Zusammenschau bietet das Jahrbuch »Altbayern in Schwaben« eine breit gefächerte Sammlung verschiedener Themen, die alle in direktem Zusammenhang mit Geschichte und Kultur des »Wittelsbacher Landes« stehen. Die Beiträge sind einerseits nach wissenschaftlichen Grundlagen erarbeitet, behalten andererseits aber den interessierten Laien als Adressaten immer im Auge. So gelingt es dem Landkreis Aichach-Friedberg, ein im besten Sinne heimatkundliches Lesebuch herauszugeben. Kurzum: Gelungene Geschichtsvermittlung.

Christoph Lang